

SITZUNGSBERICHTE DER LEIBNIZ-SOZIETÄT

Band 53 • Jahrgang 2002

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-389-7

Inhalt

01 Hubert Ivo: Nation als geistige Form der Menschheit. Wilhelm von Humboldts Sprachdenken als Exegese der *conditiones humanae*

02 Bernhard Hurch: Zur Notwendigkeit einer neuen Humboldt-Edition (mit besonderem Bezug auf die baskologischen Arbeiten)

03 Krzysztof Migoń: Der Breslauer Orientalist Andreas Acoluthus (1654 - 1704). Seine Beziehungen zu Leibniz und zur Akademie in Berlin

04 Dieter Wittich: Ludwig Büchner (1824 - 1899). Sein Einfluß auf das philosophische, kulturelle und politische Leben Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

05 Rolf Dlubek: Ludwig Büchner und die internationale Arbeiterassoziation

06 Ursula Herrmann: Bemerkungen über Bebel und Büchner

07 Dietrich Scholze-Šolta: Der Beitrag der Literatur zur Ausprägung sorbischer nationaler Identität

Erinnerung

08 Armin Jähne: Elisabeth Charlotte Welskopf (1901 - 1979). Gedanken zu ihrem 100. Geburtstag

Rezension

09 Helmut Meier: Stefan Bollinger/Fritz Villmar (Hrsg.): Die DDR war anders. Eine kritische Würdigung ihrer sozialkulturellen Einrichtungen

Hubert Ivo

**Nation als geistige Form der Menschheit.
Wilhelm von Humboldts Sprachdenken als Exegese der
*conditiones humanae***

I. Der kategoriale Rahmen

1. Wörter

Menschheit und Nation. Nationalität und Individualität

Wilhelm von Humboldt schreibt den Nationen eine fundamentale menschengeschichtliche Bedeutung zu. Für die Deutschen sieht er im Blick auf deren historische und geographische Lage die Chance, eine „wohlthätige Stelle in der Mitte der Europäischen Nationen für dieselben“¹ einzunehmen. Zu klären ist also, wie Humboldt das Wort `Nation` systematisch gebraucht; systematisch in einem anthropologischen und in einem universalhistorischen Sinn. Zu klären ist weiter, wie er historisch von den Deutschen als einer Nation redet. Das syntagmatische Wortfeld, innerhalb dessen er von `Nationen` redet, ist bestimmt von den Wörtern `Menschheit` und `Individualität`. Ich werde im folgendem einige wenige Passagen aus Humboldts sprachtheoretischen und historisch-politischen Schriften vorstellen, deren Kontexte andeuten und sie dann interpretieren. Dabei soll der kategoriale Rahmen deutlich werden, innerhalb dessen Humboldt die Wörter `Menschheit` und `Nation` sowie `Nationalität und Individualität` gebraucht, und die Regeln, diese historisch zu verwenden. Wenn dieser Versuch gelingt, wird Humboldts Sprachdenken in seinen philosophischen Antrieben einerseits und in seinen historisch-politischen Beweggründen andererseits in den Blick kommen. In seinem Konzept von `Nation` können wir dann wie in einem verfreiendenden Spiegel unser eigenes problembeladenes Verständnis von Nation überprüfen.

1. Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden. Hrsg. von A. Flitner und K. Giel, Darmstadt 1963, IV, S.303.

2. Begriffe

Schon die Anordnung der Wortpaare „Menschheit und Nation“ und „Nationalität und Individualität“ verweist darauf, daß 'Nation' eine Art Gelenkstelle einnimmt zwischen dem Kollektivum 'Menschheit' und der Individualität des Einzelnen. Im § 11 der Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ (1827-29), also in einer Abhandlung, in der es um eine linguistische Beschreibung und eine philosophische Deutung der Vielsprachigkeit des Menschengeschlechts geht, findet sich eine kompakte Definition dieser Gelenkstelle. Es handelt sich um eine der seltenen Definitionen in Humboldts Texten, die relativ kontextentbunden sind. Der erste Satz dieses Paragraphen führt auf die Definition hin. Der zweite stellt sie vor:

„Durch diesen heftenden, leitenden und bildenden Einfluss der Sprache wird erst der höhere, und oft wohl nicht deutlich erkannte Begriff des Wortes Nation sichtbar, sowie die Stelle, welche die Vertheilung der Nationen im grossen Gange einnimmt, auf dem sich der geistige Bildungstrieb des Menschengeschlechts seine Bahn bricht. Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalitaet individualisiert“ (III 159 f.).

Humboldt ist sich wohl bewußt, daß er mit dieser Definition etwas vorträgt, was der „gewöhnlichen Ansicht“ von Nation „vielleicht fremd erscheint“ (III 233). Wir Heutigen, die wir mit dem Wort 'Nation' die Blutspuren verbinden, die der europäische Nationalismus des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts hinterlassen hat, sollten diesen Hinweis nicht in den Wind schlagen, sollten vielmehr das Fremdartige der Definition erst einmal beachten und achten, bevor wir sie im Lichte unserer historischen Erfahrungen prüfen. Ziehen wir die Textgeschichte zurate, so wird deutlich, daß Humboldts fortschreitende Überarbeitung seiner Texte nicht nur der Einbeziehung neuer sprachlicher Materialien gilt, sondern auch, und dies vor allem, der gedanklichen Ausfaltung dessen, was es mit der „Vertheilung der Nationen“ im Gang des Menschengeschlechts auf sich hat. Wir haben es also mit einem Kernstück von Humboldts Sprachdenken zu tun, nicht mit einer Arabeske, die wir als historisch überholt den Archiven überantworten können, es sei denn, wir trennten uns - so oder so - von Humboldt überhaupt.

Das Kollektivum 'Menschheit' faßt Humboldt begrifflich als eine „idealische Totalitaet“ auf. Das Wort steht nicht für die empirisch antreffbare Summe aller einzelnen Menschen, denn die Rede ist von einer „*idealischen* Totalitaet“. Was haben wir uns unter einer solchen vorzustellen? Zwei Vorstellungen schließt er aus.

Die erste ist geschichtsphilosophischer Art: Das idealische Insgesamt der Menschen meint nicht einen Zustand, auf den hin wie auf einen Zweck die Menschheitsgeschichte zustrebt bzw. zustreben sollte, also einen Zweck, der „wie ein Werk, oder die Befolgung eines Gebots (...) einmal seinen Endpunkt erreicht“. Dies deshalb nicht, weil wir im Entwicklungsgang des Menschengeschlechts keinen „endlichen Stillstand an erreichtem Ziele“ beobachten können und weil ein solcher Stillstand mit dem Begriff des Menschen und seiner Freiheit schlechterdings unvereinbar ist (III 160).

Die zweite Vorstellung, die er ausschließt, hat mit der Konstruktion von Begriffen zu tun. Konstruieren wir den Begriff des Menschengeschlechts im Rahmen einer *arbor porphyriana*, so erhalten wir einen Gattungsbegriff, dem zahllose menschliche Arten zu subsumieren wären, innerhalb derer die Eigenarten der einzelnen Exemplare nur akzidentiellen Charakter haben können. Und: Die „innere Verwandtschaft“ des Menschengeschlechts wäre das Ergebnis einer Konstruktion des Analysanten, sie beruhte, mit Humboldt gesprochen, „nur auf der Einheit der Idee (...), welche dasselbe (i.e. das Menschengeschlecht), betrachtend oder schaffend, zusammenfasst“ (III 219). Das ist Humboldt zu wenig. Denn es gibt für ihn vielfältige Hinweise, die andere Erklärungen fordern, solche, die freilich unvermeidlich metaphysischer Art sind. Diese führen ihn zu der Annahme, das eine Menschengeschlecht habe sich in zahllose Individuen zerspalten; die innere Einheit des Menschengeschlechts beruhe also auf der Einheit seines Wesens. Damit ist Humboldts metaphysischer Begriff der Menschheit in seinem essentiellen Gehalt vorgestellt: Am Anfang der Menschheitsgeschichte hätten wir uns einen Akt des Zerspaltens, des Zerschlagens zu denken und in ihrem Verlauf ein Streben nach „Einheit und Allheit“, das aus der Ahnung, ja der Überzeugung erwächst, „dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist“ (III 160).

Das Bild vom Zerspaltens, vom Zerschlagen steht in einer langen Tradition, an deren Ursprüngen die Aristophanes-Rede über den Eros im platonischen Dialog „Symposion“¹ beispielhaft genannt zu werden verdient. Was aber soll im Umfeld der Philosophie Kants eine solche metaphysische Spekulation im mythologisierenden Gewand, und das von einem Autor, der als junger Mann in einem Pariser Gesprächskreis Kants kritische Philosophie traktiert hatte? Humboldt hat diesen Rückgriff mit einem interessanten er-

1. Platon: Symposion, 189 d - 191 d.

kenntniskritischen Argument begründet, das der metaphysischen Spekulation eine spezifische Aufgabe in nachmetaphysischen Zeiten zuweist: Sie als „geahndete Möglichkeit“ zuzulassen, um sich nicht „in die entgegengesetzte“ einzuschließen (III 219 f.). Wenn wir also auch keine diskursiv gesicherte Gewißheit darüber haben können, daß die Menschheit in unzählige einzelne Menschen zerspalten oder zerschlagen ist und daß in der Vereinzelung die Trennung erfahrbar wird, die ihrerseits „das Gefühl der Einheit weckt“ (III 160), so sichert uns doch diese metaphysische Spekulation vor einem obsessiven Kritizismus.

Die Begriffe ‚Menschheit‘ und ‚Individualitaet‘ markieren, so können wir das bisher Vorgetragene zusammenfassen, im Rahmen humboldtschen Sprachdenkens Endpunkte. Welche Stelle weist Humboldt den Nationen bzw. der Nationalität zwischen ihnen zu? Er umschreibt diese Stelle im Bild der „Mittelstufe“ (III 162), deren Notwendigkeit er aus dem geselligen Charakter der menschlichen Personen herleitet. Die in unzählige einzelne Personen zerspaltene bzw. zerschlagene *eine* menschliche Kraft ist „wahrhaft individuell nur im Einzelnen“, aber sie ist wegen des geselligen Charakters dieser Personen auch auf der Mittelstufe individualisiert. Auch auf der Mittelstufe gilt, daß die einzelnen Nationen analog zu den einzelnen Personen wesentliche Teile der Menschheit, „abgerissene Bruchstücke“ ihres ganzen Geschlechts (III 161), sind. Daraus folgt: „Die Individualitaet und die Nationalitaet (...) sind die beiden grossen intellectuellen Formen, in welchen die steigende und sinkende Bildung der Menschheit fortschreitet“ (III 235).

3. Gedanken

Zweifellos bewegen wir uns in luftigen Höhen. Allein schon die Häufigkeit, mit der von *Individualität*, von *Nationalität* die Rede ist, sorgt für Thermik. Dieses ins Deutsche ausgeliehene und an das Deutsche angeglichene Wortbildungssuffix ‚-tät‘ richtet unsere Aufmerksamkeit weg von dem konkreten „diesen da“ hin zu wesensbezogenen Abstraktionen. Aber nicht nur dies. Was uns in Humboldts Texten im Umfeld konkreter Sprachanalysen begegnet, habe ich hier komprimiert ohne Verweise auf die jeweiligen Umfelder vorge tragen. Das bedarf der Rechtfertigung. Sie könnte aus der Rezeptiongeschichte der Texte Humboldts hergeleitet werden, insofern die von mir hervorgehobenen Passagen, die dem Problem der Pluralität innerhalb der *einen* Menschheit gelten, eher geringe und beiläufige Aufmerksamkeit erfahren haben. Sprachwissenschaftler sahen zu, daß die Lektüre sie schnell zu derjenigen Sache führte, um derent willen sie in diesen Texten lasen. Philosophen

zollten lange Zeit Wilhelm von Humboldt in ihren philosophiegeschichtlichen Handbüchern, wenn überhaupt, dann nur in Fußnoten Aufmerksamkeit. Aber nicht um eine Korrektur der Wirkungsgeschichte kann es hier gehen. Diese haben andere besorgt. Vielmehr dient das Hervorheben der einschlägigen Passagen dem Zweck, das Verständnis für die gedankliche Verknüpfung vorzubereiten, die Humboldt zwischen „der geschichtlich-geistigen Entwicklung des Menschen in seiner Totalität (...) und seiner jeweiligen Individualität“¹ einerseits und der menschlichen Sprache als der einen, die sich in den vielen einzelnen offenbart², andererseits hergestellt hat.

Humboldt selbst benutzt durchaus das Bild vom ‚Verknüpfen‘ bzw. ‚Anknüpfen‘. Prominent geworden ist aber die Metapher vom ‚Vehikel‘, die er in einem Brief an den Hallenser Philologen F. A. Wolf verwendet:

„Ich glaube, die Kraft entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu gebrauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der Welt zu durchfahren.“³

Das weckt die Vorstellung von zwei getrennten Wirklichkeitsbereichen, deren einer, die menschliche Sprache, zum Instrument der metaphysischen Erkundung des anderen wird.

Auch Martin Heidegger hat in seinem Vortrag „Der Weg zur Sprache“ eine solche Vorstellung aus Humboldts Texten herausgelesen. Humboldts Definition, Sprache sei „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen“, ordne das Sprechen den Tätigkeiten des Geistes zu. Sprache werde so „in die Hinsicht auf Anderes abgestellt“ (247). Da er selbst sich vorgenommen hat, der Sprache als Sprache nachzusinnen, verläßt er Humboldt, von dem er aber sagt, daß wir nicht ablassen dürfen, „dessen tiefdunkle Blicke in das Wesen der Sprache zu bewundern“ (268), und gelangt schließlich auf seinem Weg zur Sprache zu der Einsicht, Sprache spreche allein und einsam.

„Doch einsam kann nur sein, wer nicht allein ist, d.h. nicht abgesondert, vereinzelt, ohne jeden Bezug. Im Einsamen weist dagegen gerade der Fehl des Gemeinsamen als der bindendste Bezug zu diesem“ (265).

Es ist aber unschwer zu erkennen, daß Heidegger in diesen zwei Sätzen auf seine Weise formuliert, was sich in Humboldts Ausdrucksweise so liest:

1. Martin Heidegger: *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen 1959, S. 248 f.
2. Humboldt III 297.
3. Wilhelm von Humboldt: *Briefe an F.A.Wolf*. Hrsg. von Ph. Mattson, Berlin/New York, 1990, S. 250 f.

„Die Individualitaet zerschlägt, aber auf eine so wunderbare Weise, dass sie gerade durch die Trennung das Gefühl der Einheit weckt, ja als ein Mittel erscheint, diese wenigstens in der Idee herzustellen. (...) Hier kommt ihm nun auf eine wahrhaft wunderbare Weise die Sprache zur Hülfe, die auch verbindet, indem sie vereinzelt, und in der Hülle des individuellsten Ausdrucks die Möglichkeit allgemeinen Verständnisses einschliesst. (...) und so ist sie in allen Beziehungen ein vermittelndes, verknüpfendes, ihn vor der Entartung durch Vereinzeln bewahrendes Prinzip“ (III 160 f.).

Wenn aber die Einsicht, zu der Martin Heidegger in Abgrenzung von Humboldt gelangt ist, mit derjenigen Humboldts identisch ist, die dieser angeblich durch Abstellung der Sprache auf Anderes gewonnen hat, dann sind Zweifel angebracht, ob wir die Bilder Humboldts vom Verknüpfen und Anknüpfen bzw. vom Vehikel angemessen verstanden und entsprechend begriffliche Konsequenzen gezogen haben. Tatsächlich spricht vieles für die Annahme, das Bild vom Verknüpfen und Anknüpfen beziehe sich auf verschiedene Wissensbestände, die einer komplexen Wirklichkeit gelten, der Akt des Verknüpfens sei ein epistemischer, kein ontischer. Auch das Bild vom Vehikel läßt sich ganz zwanglos in diesem Sinne verstehen.

Dies vorausgesetzt, stellt sich die Frage nach dem gedanklichen Gehalt der metaphysischen Spekulationen über die „idealische Totalitaet“ der Menschheit und über die „Individualitaet und die Nationalitaet als den intellectuellen Formen, in welchen die steigende und sinkende Bildung der Menschheit“ fortschreitet. Sie läßt sich philosophiegeschichtlich angehen im Sinne eines Aufweises der Korrespondenzverhältnisse zwischen Humboldts Texten und den zu seiner Zeit aktuellen Philosophien. Aus den letzten beiden Dezennien nenne ich zwei Analysen dieser Art: diejenige, die in dem zum 150. Todestag Humboldts von Klaus Welke besorgten Sammelband „Sprache - Bewußtsein - Tätigkeit“¹ vorherrscht und das 10. Kapitel von Christian Stetter „Schrift und Sprache“², das Wilhelm von Humboldt gewidmet ist. Während die einschlägigen Beiträge zum Sammelband die Korrespondenzverhältnisse in universalgeschichtlichen Kategorien analysieren und Humboldts neuen Ansatz „in der Bildung der Individualität der Menschen“ (12) sehen, der dann im einzelnen ausgelegt und bewertet wird, demonstriert Christian Stetter en detail, wie Humboldt Denkmuster Kants, Fichtes und Herders aufgreift, sie - sozusagen - bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähig-

1. Klaus Welke (Hrsg): Sprache - Bewußtsein – Tätigkeit, Berlin 1986.

2. Christian Stetter: Schrift und Sprache, Frankfurt/M. 1997.

keit nutzt, diese Grenzen dann auf der *via regis*, der Sprachanalyse, überschreitet und wie auf solche Weise Humboldts eigener philosophischer Beitrag entsteht.

Ergebnisse solcher Analysen setze ich voraus, ohne an dieser Stelle auf sie einzugehen. Diese Enthaltensamkeit hat ihren Grund darin, daß ich nur so im Zeitrahmen eines Vortrags die Gelegenheit wahrnehmen kann, die metaphysischen Spekulationen Humboldts aus der Sicht meiner Disziplin, der Sprachdidaktik, in den Diskursen über die Sprachlichkeit des Menschen zu situieren. In dieser Sicht aber ist es grundlegend, daß Sprache dem Menschen nicht nur gegeben, sondern auch aufgegeben ist, daß er sie nach der Kleinkindphase, in der er sie - wie wir sagen - erwirbt, nicht einfach hat, sondern sie sich im Medium der Schrift auch förmlich noch einmal aneignet.

Daß dieser Doppelaspekt des Erwerbens und Aneignens der Muttersprache zum Thema des Nachdenkens wurde, hat eine besondere Konstellation innerhalb der europäischen Sprachenentwicklung ermöglicht und angeregt, nämlich die Ablösung des Lateinischen als universaler Schriftsprache durch viele vernakuläre Partikularsprachen. Als erster Interpret dieser Konstellation, der die Ablösung bzw. Ausgestaltung stringent theoretisch verdeutlicht hat, darf Dante Alighieri gelten. In seiner lateinisch geschriebenen Abhandlung *De vulgari eloquentia* und der italienisch verfaßten Schrift *Il convivio* entwarf er einen Denkraum, innerhalb dessen diese Konstellation historisch beschrieben und gedeutet wurde, aber auch die praktischen Aufgaben, die zu lösen waren, theoriegeleitet bearbeitet werden konnten. Zu den Sätzen, die diesen Rahmen konstituieren, gehört zuerst und vor allem derjenige, menschliche Sprache sei eine zweifache: sie sei *locutio vulgaris* bzw. *naturalis* und sie sei *locutio secundaria* bzw. *artificialis*. Während wir die erstere „ohne alle Regel, die Amme nachahmend, empfangen, gelangen wir zur letzteren nur, indem wir in ihr durch eine Spanne Zeit und ausdauerndes Lernen geschult und gebildet werden“ (*per spatium temporis et studii assiduitatem regulamur et doctrinamur in illa*). Dante verbindet somit den objektiv beschreibbaren Prozeß der Ausgestaltung vernakulärer Sprachen zu Schriftsprachen mit den subjektiven Bedingungen, die den Prozeß ermöglichen und, nachdem er in Gang gekommen ist, Dauer verleihen. Für die Existenzform 'Schrift-, Hoch-, Literatur- bzw. Nationalsprache' ist das schulische *regulamur* und *doctrinamur* somit ein konstitutives Definitionsmerkmal. Man kann über diese Existenzform der Sprache nicht reden, ohne sie als eine solche vorzustellen, die förmlich und absichtsvoll (also schulisch) gelernt werden muß.

Für meine Vorgehensweise ist es ein Glücksfall, daß Dante Alighieri nicht nur eine Theorie der Volkssprachlichkeit entworfen, sondern auch das Problem der Pluralität innerhalb der einen Menschheit zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht hat. Dante begründet in seiner Schrift „Über die Monarchie“, warum eine weltumfassende „Monarchie“ nötig ist. Er definiert diese Monarchie, „die wir Imperium, Reich, nennen“, als „die Herrschaft eines einzigen über alle anderen (Regierungen) in der Zeit oder die Herrschaft in allem und über alles, was von der Zeit gemessen wird“ (I. II 2). Das Imperium, das Reich, betrachtet er als eine Herrschaft über die universale Gemeinschaft der menschlichen Gattung. Auf welches Ziel ist die universale Gemeinschaft hingeorndet? Dante gibt seine Antwort in drei Schritten: [1] Das spezifisch menschliche Vermögen besteht darin, das Sein intellektuell zu erfassen. [2] „Und weil dieses Vermögen weder durch einen einzigen Menschen noch durch eine der (...) besonderen Gemeinschaften auf einmal gänzlich verwirklicht werden kann, ist es notwendig, daß es in der menschlichen Gattung eine Vielfalt gibt, durch welche dieses ganze Vermögen verwirklicht wird“ (I. III 8). [3] Die Entfaltung der „Gesamtheit aller vernünftigen Kräfte der Menschheit“, kann aber nur erreicht werden, wenn Friede zwischen den Einzelherrschaften gesichert ist. Um diesen allgemeinen Frieden (pax universalis) herbeizuführen, bedarf es des Reiches, des Imperiums (I. IV 2).

- Daß eine solche universale Herrschaft nicht einfach eine unter vielen sein kann und sich von diesen auch durch ein spezifisches Herrscherethos unterscheiden muß, versteht sich aus der Aufgabe dieser Herrschaft.
- Daß Dante mit dieser um 1317 entstandenen Schrift gegen die Vorherrschaftsansprüche des Papsttums argumentierte, das die priesterliche Gewalt (das sacerdotium) auch auf alles ausgedehnt wissen wollte, „was von der Zeit gemessen wird“, versteht sich aus den zeitgeschichtlichen Umständen.
- Daß er in der Erbschaft der Pax Romana dachte, versteht sich von selbst.

Dante und Humboldt kommen in der Einschätzung überein, daß Pluralität ein konstitutives Merkmal der Menschheit sei, die Pluralität im Personalen und Sozialen ihren Ausdruck finde und in der pluralitätsbestimmten Menschheitsgeschichte ein Sinn walte. Dieses Gemeinsame läßt sich aus unterschiedlichen proto- und früheuropäischen Vorstellungs- und Denkwelten herleiten. Diejenigen, aus denen Dante unmittelbar geschöpft haben dürfte, sind christlich geprägt gewesen: Die Einheit der Menschheit gründet in der Gottesebenbildlichkeit der Menschen. Ihre Individualität gewinnen Menschen, weil Gott

sie „bei ihren Namen gerufen hat“ (Jer. 43.1) bzw. weil „ihre Namen im Himmel geschrieben sind“ (Luk. 10.20), und für die Sinnhaftigkeit der Pilgerschaft in der Zeit garantiert Gottes Heilsplan. Aber einzelne Formulierungen Dantes deuten bereits auf die Säkularisierung dieser Vorstellungen- und Denkwelten hin, die wir dann bei Humboldt als nahe an ihr Ziel gekommen festzustellen haben.

Der auffälligste Unterschied, Pluralität vorzustellen und zu denken, ist darin zu sehen, daß Dante die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Personen und der verschiedenen Gemeinschaften aus einer Fülle, aus einem Reichtum herleitet, Humboldt aber aus einem Mangel. Dantes Argumentation: Das intellektuelle Vermögen des Menschen ist so groß, daß es sich in keiner einzelnen Person und in keiner einzelnen menschlichen Gemeinschaft verwirklichen kann. Dagegen hebt Humboldt einen Mangel, einen Verlust als das Konstitutivum der Individualitäten hervor. Sie sind Fragmente, „abgerisene Bruchstücke“ eines ehemals Ganzen, Heilen.

Nicht nur die Herleitung menschlicher Pluralität ist unterschiedlich, sondern auch die Vorstellung, wie in der pluralen Menschheit allgemeiner Friede hergestellt werden kann. Während der Friede in Dantes Konzept machtgestützt gesichert werden soll, spricht Humboldt vom „Ineinanderwirken (...) sprachverständiger Nationen“ (III 159/240), von einem Ineinander, in dem sich Friede auf eine neue Weise herstellt. Ich habe vorgeschlagen, in Analogie zur Pax Romana diese neue Qualität des Friedens Pax Ratione Locutionis zu nennen. Um verstehen zu können, was es mit dieser neuen Weise, Frieden herzustellen und zu sichern, in Humboldts Nationenkonzept auf sich hat, müssen wir die metaphysische Sphäre verlassen, uns dem zuwenden, was Humboldt den „Wirklichkeitssinn“ nennt, und beachten, wie er den seinen praktisch unter Beweis stellt.

II. Wirklichkeitssinn

1. Nation im „Rückblick auf ihr reales, irdisches Treiben“

Nation, so lautete die Ausgangsdefinition, sei eine geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität individualisiert. Neben der Nation - oder abstrakt formuliert: neben der Nationalität fungierte auch die Individualität als eine solche geistige Form. Und von diesen beiden Formen wurde gesagt, daß in ihnen die steigende und fallende Bildung der Menschheit fortschreite. Warum es für dieses Fortschreiten, das keinen Fortschritt hervorbringt, der Nation als geistiger Form bedarf, ist bislang nur vage angedeutet:

Insofern Menschen soziale Wesen seien, entstünden bei der Fragmentierung der ursprünglich einen Menschheit nicht nur in Gestalt einzelner Personen „abgerissene Bruchstücke“, sondern auch in Gestalt von Nationen. Gänzlich unklar ist bislang zweierlei: Warum die sozialen Bruchstücke, die bei der Fragmentierung anfallen, Nationen sein sollen, nicht aber andere soziale Größen wie z.B. Familien oder Berufsgruppen, und warum diese Nationen als durch je eine einzelne Sprache bestimmt aufzufassen seien. Letzteres Merkmal habe ich bis jetzt geflissentlich umgangen, denn es sorgt im gegenwärtigen Diskurs, unser Denken kulturwissenschaftlich umzumodeln, für einige Aufregung. Aber da hilft nichts: Wer über Humboldts Nationenbegriff sprechen will, muß sich der Tatsache stellen, daß Humboldt formuliert hat: Nation sei eine *durch eine bestimmte Sprache charakterisierte* geistige Form der Menschheit.

Es läge nahe, an dieser Stelle einige Grundzüge der Sprachidee Humboldts zu rekapitulieren, um so Licht in das Dunkel der Definition zu bringen. Oder ist sie so dunkel gar nicht? Festzuhalten ist, daß sie für Humboldts kulturwissenschaftliche Kritiker nicht dunkel ist. Elmar Holenstein, um diesen Prominenten zu nennen, verweist auf Humboldts Begriff der „Weltansicht“, den er im Sinne eines deterministischen Sprachrelativismus interpretiert, und dann schlußfolgert, daß Humboldt „nicht überlegt“, ob es nicht auch subjektive Strukturen geben könnte, „die speziesspezifisch allen Menschen gemeinsam“ wären.¹

Daß sich die Kommunikationsverhältnisse in unserer Menschenwelt nicht im Sinne eines deterministischen Sprachrelativismus als alltäglicher Regelfall gestalten, das ist ein plausibler Einwand. Allerdings läßt er sich nicht gegen Humboldt erheben, nicht nur deshalb nicht, weil er die kritisierte Auffassung nicht vertreten, sondern vor allem darum nicht, weil er sie selber ausdrücklich als unzulänglich zurückgewiesen hat. Indem wir die Dunkelheit der Definition, Nation sei eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, erst einmal akzeptieren, bewahren wir uns selbst vor allzu schnellen Urteilen.

Ich werde nicht versuchen, Humboldts Sprachidee zum Leuchten bringen, um so die Dunkelheit der Definition aufzuhellen. Vielmehr werde ich in wenigen Strichen nachzeichnen, wie Humboldt seinen metaphysischen Erwägungen einen „Sitz im Leben“ anweist und hierfür die Ausbildung eines Wirklichkeitssinnes als Voraussetzung annimmt. Zunächst darum noch ein-

1. Elmar Holenstein: Kulturphilosophische Perspektiven, Frankfurt/M. 1998, S. 262

mal zurück zur Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“.

Nachdem Humboldt seine metaphysische Ausgangsdefinition entwickelt hat, wird im folgenden Paragraphen 12 die Aufmerksamkeit des Lesers auf das „reale, irdische Treiben“ gerichtet. Humboldt rechtfertigt zunächst erneut und mit einem Argument, das den gnoseologischen Status der Spekulation kennzeichnet, seinen Ausflug in die Metaphysik: Bislang habe er von der Nation bzw. von der Intellektualität der Nationen geredet, um die Potenzen, die Möglichkeiten von Pluralität in der *einen* Menschheit - sozusagen - idealtypisch andeuten zu können. Damit sei aber das Thema 'Nationen' nicht erschöpft und sei auch „der Rückblick auf ihr reales, irdisches Treiben nicht aufgegeben (...) In der Wirklichkeit sind sie geistige Kräfte der Menschheit in irdischer, zeitbedingter Erscheinung“ (III 161 f.). Im § 71 findet sich dann eine zusammenfassende Bestimmung dessen, was Nationen in zeitbedingter Erscheinung konstituieren. Er nennt fünf solcher Konstituenten, die durch die Zeiten hindurch eine Nation ausmachen. Die fünfte kommentiert er noch zusätzlich und weist sie dabei als diejenige aus, die in spezifischer Weise, nämlich durch die bürgerliche Verfassung, ihre moderne Prägung erfahren habe.

¹→„Obenan stehen in diesen Einwirkungen Abstammung und Sprache.

²→Dann folgen das Zusammenleben und die Gleichheit der Sitten.

³→Die dritte Stelle nimmt die bürgerliche Verfassung ein,

⁴→und die vierte die gemeinschaftliche That und der gemeinschaftliche Gedanke, die nationale Geschichte und Literatur.

Der durch diese gebildete Geist tritt nicht sowohl zu den übrigen Einwirkungen hinzu, als er vielmehr alle zusammenschliessend vollendet.

Eine Nation wird erst wahrhaft zu einer, wann der Gedanke es zu wollen in ihr reift, das Gefühl sie beseelt eine solche und solche zu sein. (...)

⁵→Das Streben, dies Nationalgefühl zu wecken und zu leiten, ist der Punkt, wo die bürgerliche Verfassung in den Entwicklungsgang der Menschheit eingreift; wo es in ihr mangelt oder verfehlt wird, sinkt sie bald selbst zu roher Gewalt oder todter Form hinab.“

(III 234 f. Textanordnung von mir)

Gewiß bleibt vielerlei an diesem Merkmalskatalog klärungsbedürftig. Aber die ersten beiden Schritte Humboldts, einen Begriff von Nation in irdischer, zeitbestimmter Erscheinung zu entwickeln, dürften kenntlich geworden sein: Der erste Schritt führte ihn zur Bestimmung der Konstituenten der Nation, so wie sie sich am Ausgang zur Moderne darstellte. Mit dem zweiten

Schritt wurde die spezifisch moderne Modifikation der letzten dieser Konstituenten deutlich und damit die Rolle der bürgerlichen Verfassung, nämlich Nationalgefühl, wie Humboldt es versteht, zu wecken und zu leiten. Es sind also die Binnenverhältnisse in einer Nation, die durch die bürgerliche Verfassung ihre moderne Prägung erfahren.

Bleibt noch der dritte Konkretisierungsschritt, der eine einzelne Nation unter den Modernitätsbedingungen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt und dabei die Außenverhältnisse der Nationen untereinander berücksichtigt. Um diesen Schritt nachvollziehbar darstellen zu können, wähle ich als Textgrundlage den Brief, den Wilhelm von Humboldt im Dezember 1813 an den „lieben Freund“, den Freiherrn vom Stein, geschickt hat. Dieser hatte ihn gebeten, ihm seine Vorstellung darüber mitzuteilen, wie die deutschen Verhältnisse nach dem Sieg über Napoleon verfaßt werden könnten. Humboldt antwortete von Frankfurt am Main aus als preußischer Gesandter mit einem Verfassungsentwurf und der Darlegung von Grundsätzen, aus denen er seine Vorschläge herleitete. Wir beobachten also bei diesem dritten Konkretisierungsschritt Humboldt als einen politisch Handelnden.

2. Die deutsche Nation 1813

Dieser letztere Konkretionsschritt ist offenkundig aus empirischen Gründen notwendig, um - sozusagen - bei den Nationen in irdischer, zeitbedingter Erscheinung tatsächlich anzukommen. Er ist aber auch aus inneren Gründen notwendig, weil die Fragmentierung der einen Menschheit in Nationen, über die Humboldt metaphysisch spekuliert, nicht eine Vielzahl gleichartiger Exemplare zum Ergebnis hat, sondern Bruchstücke eigener Art. Humboldt benutzt das Adjektiv ‚eigenartig‘ in diesen Zusammenhängen in einem wörtlichen Sinn. Es hat für ihn noch nicht, wie heutzutage üblich, den Verweisungscharakter auf eine Vorstufe von Verrücktheit. Wir brauchen also, um Humboldts Situierung der Nationen in der Wirklichkeit nachvollziehen zu können, wenigstens ein Beispiel, an dem wir studieren können, wie er der Eigenart einer einzelnen Nation gerecht zu werden sucht. Im Text, auf den ich mich beziehe, geht es um die deutsche Nation. Eine Eigenart dieser Nation ist es: „Der Deutsche ist sich nur bewusst, dass er ein Deutscher ist, indem er sich als Bewohner eines besonderen Landes in dem gemeinsamen Vaterlande fühlt (...) Die Richtung Deutschlands ist ein Staatenverein zu sein“ (IV 308). Es kommt ihm nun darauf an, den Gefahren zu begegnen, die sich aus diesen föderalen Neigungen ergeben. Die Gefahren, die er sieht, bestehen darin, daß die Deutschen ihrer Lage „in der Mitte der europäischen Nationen“ nicht ge-

nügend realitätsbezogen Rechnung tragen. Damit ist, am Beispiel Deutschlands, unsere Aufmerksamkeit auf die Außenverhältnisse der Nationen untereinander gerichtet. Die Stelle, die Deutschland „in der Mitte der Europäischen Nationen“ einnimmt, nennt Humboldt eine „wohlthätige“. Was soll an einer solchen Mittellage „wohlthätig“ sein und wem die Wohltat gelten?

Humboldts Antwort mag aus heutiger Sicht überraschen, vielleicht auch verschrecken. Sie ist Teil eines Arguments, das begründet, warum dieses Land „frei und stark“ sein müsse. Dies u.a. auch deshalb, um „die wohlthätige Stelle, die es in der Mitte der Europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können“ (IV 305 - herausgehoben von mir). Die Wohltat, die es für die sie umgebenden Nationen erbringen soll, dient der Wahrung des „Europäischen Gleichgewichts“ (IV 304). Unübersehbar schimmert in diesem Argument der alte Reichsgedanke, allgemeinen Frieden befördern zu sollen. Aber er zielt nicht mehr, wie es noch Dantes theoretische Verdeutlichung des „Imperiums“ wollte, auf die Herrschaft eines Ersten über alle anderen (*unius principatus super omnes*), sondern auf die Verneinung jeglicher Vorherrschaft. Das Wohlthätige der deutschen Mittellage besteht strukturell darin, daß diese besetzt ist von einer Nation, die aus sich heraus keine Antriebe zu einem zentralistischen Einheitsstaat ausgebildet hat, was eine Voraussetzung dafür wäre, als *unius principatus super omnes* aufzutreten. Damit sich dieses Wohlthätige auswirken kann, muß der deutsche Staatenverein selbst aber „frei und stark“ sein, um sich „dauernd behaupten zu können“ (IV 303). Folglich gelten Humboldts Vorschläge zunächst der inneren Sicherung des Staatenvereins einerseits und der Verteidigungsfähigkeit nach außen andererseits.

Das strukturelle wird noch durch ein historisches Argument gestützt und zukunfts offen akzentuiert: Danach war Deutschland „als politische Macht“ für die historischen Entwicklungen in Europa jahrhundertlang vergleichsweise wenig wichtig gewesen. Von „wohlthätigsten Einfluss“ war es „durch seine Sprache, Litteratur, Sitten und Denkungsart geworden.“ Jetzt, nachdem die napoleonisch-französische Vorherrschaft auf dem Kontinent niedergeworfen, fällt auch den Deutschen politische Macht zu. Dem sollten die Deutschen, so Humboldts Forderung, „nicht aufopfern“, was bislang als ihr Vorzug gegolten hatte, vielmehr sollten sie beides miteinander verbinden (IV 308).

3. Die „vollkommene Ausbildung aller Formen der Verbindung untereinander“

Diese Feststellung trifft Humboldt nicht, indem er sie aus einem luftigen Wertehimmel herleitet, sondern aus der Analyse historischer Entwicklungslinien. Danach ist es in Humboldts Sicht zu einem „der neuesten Zeit eigentümlichen“ Prozeß gekommen, daß nämlich die Staaten die „vollkommene Ausbildung aller Formen der Verbindung untereinander“ anstreben (IV 306). Daß diese vollkommene Ausbildung zwischenstaatlicher Verkehrsformen den alten Reichsgedanken mit seiner hierarchisch und machtgestützten Ordnungs- und Friedenssicherung ersetzt, ist offenkundig. In seinem Begriff der ‚sprachverständigen Nationen‘ findet die Ablösung vom alten Reichsgedanken seinen in die Zukunft weisenden Ausdruck: Friedenssicherung zwischen allen ist nicht länger die Aufgabe einer einzigen, hervorgehobenen Herrschaft, nicht länger also eine macht- und hierarchiegestützte, sondern eine der Machtbalance auf der einen und des Aushandelns auf der anderen Seite. Die *Pax Romana*, aus der sich der alte Reichsgedanke hergeleitet hatte, wird zur *Pax Ratione Locutionis*. Die Idee von der *balance of power* als ein Konzept englischer Kontinentalpolitik gewinnt in dieser Interpretation menschheitsgeschichtliche Bedeutung. Mag sein, daß die verbalen Ähnlichkeiten mit dem aus britischen Interessen gespeisten Konzept von der *balance of power* ein Grund dafür waren, daß Humboldts spezifischer Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte wenig Aufmerksamkeit gefunden hat.¹ Worin liegt seine Besonderheit? Ein analoges Konzept, das helfen kann, Humboldts Idee von der vollkommenen Ausbildung zwischenstaatlicher Verkehrsformen in seinem gedanklichen Gehalt aufzuschließen, findet sich in einer der hippokratischen Schriften. Sie hat den Einfluß der Umwelt auf die menschliche Natur, auf das Befinden und Tun der Menschen zum Thema. Der Vergleich zwischen „Asien“ und „Europa“ ist dem Autor Anlaß, einen Grundsatz zu formulieren:

1. Ein Beispiel: Im Band 22 der „Enzyklopädie Deutscher Geschichte“, der dem Verfassungsstaat und der Nationenbildung 1815-1871 gewidmet ist, wird von Humboldt lediglich mitgeteilt, daß er zusammen mit Hardenberg vergeblich die Einlösung des preußischen Verfassungsversprechens eingefordert habe. Elisabeth Fehrenbach: Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815 – 1871, München 1992, S. 2. In dieser Hinsicht mahnt Horst Günther eine nachdrückliche Revision deutschen Geschichtsverständnisses an. Horst Günther: Versuche, europäisch zu denken, Frankfurt/M.1990, S. 31 ff.

„Wachstum und Kultiviertheit aber gibt es am allermeisten dann, wenn nichts gewalttätig vorherrscht, sondern ein Gleichgewicht (isomoiriē) aller Kräfte herrscht.“ (12.4)

Dieser hippokratische Grundsatz kann als ein kosmischer gelten. Überall, wo Ausgeglichenheit waltet, gibt es das beste Wasser, gedeihen die besten Früchte und sind die „Sitten der Menschen sanfter und besser geartet“. Humboldts Grundsatz bezieht sich nicht auf den Kosmos, als etwas, das dem Menschen vorgegeben ist, sondern auf die Geschichte, in der sich Menschheit als erfahrbare Einheit bildet. Vielerlei Voraussetzungen haben dazu geführt, daß die „vollkommene Ausbildung aller Formen der Verbindung“ von Nationen untereinander möglich geworden ist. Die Verbindung, die Nationen auf dieser Stufe eingehen können, kennzeichnet Humboldt, wie schon oben gezeigt, als ein „Ineinander hochgebildeter Nationen“ (III 159).

4. *conditiones humanae*

Für die Einschätzung dieser kulturrevolutionären Spekulation ist es gewiß wichtig, sich bewußt zu halten, daß sie sich nicht nur in den sprachtheoretischen Schriften findet und dort zum Begriff der „sprachverständigen Nationen“ führt, sondern auch in einem Text - in dem angeführten Brief, der dem politischen Alltagsgeschäft gilt, wenn es, mit Humboldt gesprochen, darum geht, Wirklichkeitssinn zu beweisen. Der Begriff `Wirklichkeitssinn` ist in der Akademierede „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ (1821) entfaltet, in der Humboldt dem Geschichtsstudium vornehmlich die Aufgabe zuweist, den „Sinn für die Wirklichkeit ... zu wecken und zu beleben“ (I 589). Es sind vier Merkmale, die das Vermögen der Menschen ausmachen, die Weltbegebenheiten als Wirklichkeit wahrzunehmen und zu deuten:

„das Gefühl

¹→für die Flüchtigkeit des Daseyns in der Zeit,

²→und der Abhängigkeit von vorausgegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewusstseyn

³↑ der innern geistigen Freiheit,

⁴↑ und das Erkennen der Vernunft, dass die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Nothwendigkeit gebunden ist.“

(I. 589. Textanordnung von mir)

Im Gefühl für die Zeitlichkeit des eigenen Daseins und in dem für die Abhängigkeit von der jeweils angetroffenen Welt, werden zwei *conditiones humanae* zur Geltung gebracht, die der Zeitlichkeit, also der Natalität und Mortalität, auf der einen und die der Kontingenz auf der anderen Seite. Auf sie zu achten, heißt, den Wurzeln nachzugehen, mit denen Menschen „am Daseyn haften“ (III 585). Dies ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, historische Wirklichkeit angemessen erkennen zu können. Aber nicht nur das. Dies ist auch eine unabdingbare Voraussetzung für ein „erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten“ (I 590). Die Rede ist also von Erkenntnissen und deren praktischer Bedeutung. Denn ohne auf dies Haftende zu achten, besteht die Gefahr, in „das Gebiet blosser Ideen überzuschweifen“ (I 590). Daß Humboldt seine Warnung nur in Richtung auf eine idealistische Geschichtsauslegung ausspricht, erklärt sich vielleicht aus seinem geistesgeschichtlichen Umfeld. Umgekehrt versteht es sich für ihn von selbst, daß mit der Beachtung der beiden genannten *conditiones humanae* allein noch kein Geschichtsverständnis, keine Voraussetzung für ein erfolgreiches Eingreifen in den Geschehensablauf gewonnen werden kann. Hierzu bedarf es noch eines anderen: der Beachtung der inneren geistigen Freiheit und der inneren Logiken der Abläufe bzw. der Logik des Weltgeschehens überhaupt. Beidem, der inneren geistigen Freiheit und der immanenten Logik der Wirklichkeit, nähert sich Humboldt, indem er nach dem Wesen des Individuellen fragt. Für diese Annäherung nutzt er sein Vehikel und fragt nach dem Charakter der Sprachen. Die Reflexion über dasjenige, was den Charakter der Sprachen ausmache, führt ihn zu zwei weiteren Bedingungen, unter denen Menschen „am Daseyn haften“, auf die der Pluralität und die der Dualität.

Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß immer, wenn Humboldt die Sprache als Vehikel benutzt, „das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der Welt zu durchfahren“, die Fahrt jeweils von diesen beiden *conditiones* ihren Ausgang nimmt und auf das Ziel zusteuert, verstehen zu wollen, warum Verschiedenheit, also Pluralität, ist und wie Friede sein kann, ohne einen *unius principatus super omnes* zur Verfügung zu haben und ohne einen solchen zu wollen einerseits, aber auch ohne beglaubigte Gemeinsamkeiten andererseits. In einer Umkehrformulierung gesagt: Humboldts Sprachdenken zielt auf eine Exegese der *conditiones humanae* im Medium der Sprache, und dies zu einem historischen Zeitpunkt, in dem der Rückgriff auf Tradition zur Legitimierung des Denkens und Handelns zunehmend an Attraktivität verliert, vielmehr zum Gegenstand der Kritik wird.

Vor diesem gedanklichen Hintergrund wird seine idealtypische Annahme, Nation sei „eine durch *eine bestimmte Sprache* charakterisierte geistige Form der Menschheit“ nachvollziehbar. Die in dem Definitionsmerkmal ‚eine bestimmte Sprache‘ zur Geltung gebrachten *conditiones* Zeitlichkeit und Kontingenz führen auf die Notwendigkeit, zwischen dem einzelnen Menschen und der einen Menschheit eine „Mittelstufe“ (III 162) anzunehmen, die es den Einzelnen überhaupt erst ermöglicht, während der Spanne Zeit, die sie haben, in der angetroffenen Menschenwelt einheimisch zu werden. Diese Mittelstufe muß, um den Menschen die schier unendliche Welt sozusagen mundgerecht machen zu können, eine Reihe von Eigenschaften haben. Sie muß eine geistige Prägung erfahren, wenn sie eine Bedingung sein soll für „die steigende und sinkende Bildung der Menschheit“. Diese Prägung muß aber dem „aus zwiefacher Natur in Eins zusammengesetzten menschlichen Wesen Rechnung tragen“ (III 195), also sinnlich und geistig zugleich sein. Sie muß im Sinne von Humboldts metaphysischer Spekulation als „abgerissenes Bruchstück“ der Menschheit gelten, in dem „idealische Totalität individualisiert“ ist, muß aber zugleich in diesem Individualisiertem „alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit“ potentialiter umschließen (III 558). Sie muß so groß sein, daß eine hinreichende „Mannigfaltigkeit verschiedener, und doch nach Gemeinsamkeit strebender Denk- und Empfindungsweisen“ aus ihr hervorgehen kann (III 162),¹ muß aber so überschaubar bleiben, daß in der Spanne Zeit menschlichen Lebens Mannigfaltigkeit und Gemeinsamkeit zu einem Ausgleich gelangen können.

1. Ernest Gellner hat in seinen Nationalismus-Studien Schriftlichkeit als eine Entstehungsbedingung für Nationen herausgearbeitet. Daraus leitet er die Mindestgröße einer politischen Einheit her, die Schriftlichkeit zur Voraussetzung hat. Sie muß ein ‚nationales‘ Erziehungssystem ermöglichen, das einer Art Pyramide entspricht: „An der Basis liegen die Grundschulen mit Lehrern, die an höheren Schulen ausgebildet wurden; diese sind mit Lehrern besetzt, die an Universitäten ausgebildet wurden, die ihrerseits von den Produkten der Eliteschulen geführt werden.“ Das läßt sich als ein operationales Kriterium für Humboldts Bestimmung der Grundfunktion einer Nation anführen, „hinreichende Mannigfaltigkeit verschiedener, und doch nach Gemeinsamkeit strebender Denk- und Empfindungsweisen“ zu ermöglichen. Ernest Gellner: Nationalismus und Moderne, Berlin 1991, S. 56. Die Auseinandersetzung mit Gellners Studien kann viel dazu beitragen, Humboldts Nationen-Konzept angemessen zu verstehen. So ist z.B. für den universalgeschichtlich argumentierenden Gellner die Nation keine natürlicherweise universale Einrichtung. Es wäre lohnend, herauszuarbeiten, inwiefern diese Feststellung mit Humboldts Konzept übereinstimmt, inwieweit sie damit vereinbar, in welchen Hinsichten sie ihm entgegen gesetzt ist. Insbesondere seine Argumente für eine mittlere Position zwischen den Erklärungen, die Nationen seien notwendig oder zufällig auf die Welt gekommen. Ernest Gellner: Nationalismus. Kultur und Macht, Berlin 1999.

Die jeweils besondere Sprache als eine geistige Form der Menschheit bringt in der Nationen-Definition sodann die *conditio humana* 'Pluralität' zur Geltung. Für uns Heutige aber gilt es zu beachten, daß Humboldts Pluralitätsbegriff (ausgedrückt in dem Wort 'Verschiedenheit') nicht mit dem uns geläufigen übereinstimmt. Dieser pflegt Pluralität als das Ergebnis der Befreiung aus dogmatischem und machtbestimmtem Einheitsdenken zu feiern. So erscheint dann die Herstellung von Pluralität als ein *Ziel*, aufs innigste zu wünschen. Für Humboldt dagegen ist Pluralität eine menschliche Vorgegebenheit, eine *conditio humana*, die es zu verstehen und im Blick auf die historisch jeweils besonderen Aufgaben, die sich damit stellen, zu interpretieren gilt. Der gegenwärtige Wortgebrauch, das haben Hannah Arendts Analysen deutlich werden lassen, verstellt uns den Blick auf die zeitgeschichtlichen Herausforderungen, die darin liegen, die angetroffene Welt ohne vorgeschaltetes Testament, also ohne traditionsverbürgte Gewißheiten, zu bewohnen.¹

Schließlich kommt in der Analyse des Charakters der Sprachen noch diejenige *conditio humana* in den Blick, die Humboldt aus seiner Deutung der grammatischen Kategorie 'Dualis' herleitet. Wie ordnet sie sich in sein Konzept von 'Verschiedenheit' ein? Pluralität, für sich genommen, läßt sich nur als ein beziehungsloses Nebeneinander des Verschiedenen vorstellen und denken; es sei denn, das Verschiedene werde gedacht als etwas, das entelechisch auf ein Gemeinsames hin angelegt sei. Die Entelechie darf aber, wenn menschliche Freiheit in Rechnung gestellt wird, keine definitive sein, sie muß Raum für Neues, Unvorhersehbares lassen. In diesem Raum agieren Menschen unter der *conditio humana* der Dualität, was Humboldt immer wieder hervorhebt, also nicht als obsessive Einzelne. Er interpretiert dies, seinem Königsweg folgend, am Modell der Sprache: „Alles Sprechen beruht auf der Wechselrede“ (III 137 f). Daß „alles Sprechen auf Anrede und Erwiederung gestellt“ ist (III 201), eröffnet methodisch die Chance, Übereinkünfte zu erzielen, weil „in der Hülle des individuellsten Ausdrucks die Möglichkeit allgemeinsten Verständnisses“ eingeschlossen ist (III 160 f.). So gesehen gewinnt die *Pax Ratione Locutionis* aus der 'Dualität' ihr methodisches Programm, dem Humboldt ein kommunikationsethisches Postulat voranstellt:

1. Ihre Kritik gilt der Schematisierung politischer Prozesse und Einstellungen als konservativ oder liberal. Das Schema erweist sie als eines, das einem Geschichtsverständnis des 19. Jahrhunderts verhaftet ist, uns Gegenwärtige aber daran hindert, die katastrophalen Ausbrüche der Geschichte angemessen wahrzunehmen, so daß sie uns „immer unvorbereiteter überfallen.“ Hannah Arendt: Zwischen Vergangenheit und Zukunft, München 1994, S. 166.

Die „Freiheit und Eigenthümlichkeit“ der jeweils Anderen („der Nationen“) nicht „gewaltsam, unzart oder gleichgültig“ zu behandeln (III 148).

III. Noch aktuell oder sind wir schon jenseits der *conditiones humanae*?

Humboldts Idee von der Nation als geistiger Form der Menschheit ist in unseren politisch relevanten Diskursen nicht gegenwärtig. Wenn sie aber als nützlich für gegenwärtige Diskurse erwiesen werden soll, dann muß demonstriert werden, welchen Orientierungsgewinn die Beschäftigung mit dieser Idee nach all den nationalistischen und nationalsozialistischen Schrecknissen erbringen könnte. Für eine solche Demonstration muß vieles bedacht und mit vielen beredet werden. Deshalb ist meine Schlußbemerkung kein Aktualitätsaufweis des humboldtschen Nationenbegriffs. Sie ist nichts als ein Verweis auf eine prominente und einflußreiche Denkrichtung, mit der wir es in den gegenwärtigen politischen und politologischen Diskursen zu tun haben. Sie firmiert meist unter dem Markenzeichen ‚Liberalismus‘. Sie hat zur Voraussetzung, was den Weg zum Verständnis eines aus den *conditiones humanae* hergeleiteten Begriffs der Nation versperrt. Darum gehe ich auf sie ein.

Grundlegend für diese Denkrichtung ist die Einschätzung, „daß Freiheit nichts dringender braucht als die Möglichkeit, unfreiwillige Bande abzuschütteln“. ¹ So der Grundsatz, wie ihn ein Vertreter dieser Denkrichtung, der amerikanische Sozialphilosoph Michael Walzer vorträgt, der diesen Grundsatz ausdrücklich erhalten wissen möchte, aber zu einem vorsichtigen Gebrauch mahnt. Nicht die Einzelheiten dieser Mahnung sind in diesem Zusammenhang interessant, sondern daß sie überhaupt ergeht. „Nicht jede tatsächliche Lösung von Bindungen“, so Walzers Argumentation, ist „etwas Gutes“. Warum nicht? Seine Antwort: „Viele wertvolle Mitgliedschaften werden nicht freiwillig eingegangen, viele bindenden Verpflichtungen sind nicht ganz und gar das Ergebnis unserer Zustimmung, viele erfreuliche Gefühle und nützliche Ideen treten in unser Leben, ohne daß sie das Ergebnis unserer Wahl sind.“ (12) Wie wahr! - so möchte ich dazwischenrufen. Warum aber der energische Ton, dies hervorzuheben? Warum überhaupt etwas hervorheben, das gewiß ist? Es stellt sich also die Frage: In welchem gedanklichen Rahmen bewegt sich ein Denken, das mit solchen Hinweisen ermahnt werden muß? Offenkundig sind einem solchen Denken die *conditiones huma-*

1. Michael Walzer: Vernunft, Politik und Leidenschaft. Defizite einer liberalen Theorie, Frankfurt/M. 1999, S.12.

nae als feste Größen einer *philosophia perennis* abhanden gekommen. Der gedankliche Rahmen, in dem sich Walzer bewegt, ergibt sich aus dem Denkansatz des amerikanischen Pragmatismus. Ein zeitgenössischer Vertreter dieser Philosophie, der dem eigenen Denkansatz gezielt Aufmerksamkeit widmet, ist Richard Rorty. In seiner Einführung in die pragmatische Philosophie „Hoffnung statt Erkenntnis“ lesen wir:

Die Pragmatisten übertragen „das Gefühl der Ehrfurcht und des Geheimnisvollen, das die Griechen mit dem Nichtmenschlichen in Verbindung brachten, auf die Zukunft der Menschen. Dabei wird dieses Gefühl umgemodelt (...) zum Gefühl der Ehrfurcht vor der Fähigkeit der Menschheit, zu werden, was sie sich einst, ehe sie das Vermögen zur Selbsterschaffung errang, nur vorstellen konnte.“¹

Daß hier nicht nur ein Einzelner einem Perspektivwechsel, weg von der Achtsamkeit auf Voraussetzungen und Bedingungen und hin zu Herleitungen aus eschatologischen Erwartungen, das Wort redet, sondern daß ein etablierter Denkraum zur Geltung gebracht wird, mag ein Verweis auf John Deweys Auseinandersetzung mit deutscher Philosophie und Politik aus den Jahren 1915 und 1942 belegen. „Amerika sei zu jung,“ so sein Resümee, „um sich die Grundlage einer Apriori-Philosophie (im Sinne Kants - H. I.) leisten zu können; wir haben nicht den erforderlichen Hintergrund von Gesetz, Einrichtungen und bestehender sozialer Organisation... Unsere Geschichte liegt nämlich ganz offenbar in der Zukunft.“²

Der Frage also, welche Orientierung in der Auseinandersetzung um Humboldts Nationen-Idee gewonnen werden könne, wird sinnvollerweise die andere Frage vorzuordnen sein, die Frage „Wie hältst Du’s mit den *conditiones humanae*“? Diese Frage enthält ein Kryptozitat, und dies macht sie zu einer Gretchenfrage; zur Gretchenfrage, sich auf Humboldts Nationen-Konzept überhaupt einzulassen; zur Gretchenfrage aber auch, ob wir am Primat der Erkenntnis festzuhalten gedenken oder einer eschatologischen Vollkommenseiterwartung frönen wollen.

-
1. Richard Rorty: Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie, Wien 1994, S. 44.
 2. John Dewey: Deutsche Philosophie und deutsche Politik, Berlin/Wien 2000, S. 160.

Bernhard Hurch

Zur Notwendigkeit einer neuen Humboldt-Edition (mit besonderem Bezug auf die baskologischen Arbeiten)

1. Einführung

Eine neue Edition ist dann notwendig, wenn die alte ungenügend ist. Das kann sie aus formalen und aus inhaltlichen Gründen sein. Die bislang vorliegenden Editionen des Werks Wilhelm von Humboldts sind es aus beiden. Im vorliegenden Beitrag werde ich mich der Darstellung vor allem dieser Gründe widmen, mich allerdings im speziellen auf seine Arbeiten zum Baskischen beschränken.

Die größte vorliegende Humboldt-Edition ist die Leitzmannsche aus den Jahren 1900-1936, veröffentlicht von der Berliner Akademie der Wissenschaften. *Expressis verbis* hat man in dieser Ausgabe allerdings auf die Veröffentlichung der strenger wissenschaftlichen Schriften verzichtet. Und neben anderen Fächern, zu denen Humboldt publiziert hat, betrieb er Sprachwissenschaft, nicht nur als Leidenschaft, sondern über weiter Strecken seines Lebens mit einer beruflichen Intensität sowie einem fachlichen Verständnis und einer Originalität, die unter Zeitgenossen ihresgleichen sucht.

Nicht zuletzt beeinflusst durch Lorenzo de Hervás und die amerikanische Reise seines Bruders, beginnt Humboldt sehr früh (in der römischen Zeit), sich mit indigenen Sprachen Amerikas zu beschäftigen. Zu ungefähr 30 Sprachen finden wir in seinem Nachlaß eigenhändige Schriften zu Lexikographie oder Grammatik in einem Umfang, der von 15-seitigen Skizzen zu einer Tarahumara-Grammatik bis zu einer vollständig ausgearbeiteten Referenzgrammatik zum Nahuatl reicht.¹ Von all diesen amerikanischen Schriften ist außer einigen kleineren theoretischen Arbeiten bislang nichts veröffentlicht.

Nicht ganz so katastrophal ist die Lage für die Schriften zum Baskischen. Humboldt veröffentlichte dazu ja auch noch zu Lebzeiten einige Arbeiten,

1. Von diesen Schriften sind bislang zwei Bände erschienen: Humboldt 1994 sowie Buschmann & Humboldt 2000, beide herausgegeben von Manfred Ringmacher.

doch bleibt auch hier einiges im Dunkeln. Die späteren Herausgeber haben sich auch diesem Abschnitt nicht gewidmet.¹

Aber auch wegen der besonderen Rolle, die Humboldt als Vorreiter verschiedener Forschungsrichtungen der Sprachwissenschaft spielt, man denke etwa an die Grammatikalisierungsforschung, die in ihrem Entstehen auf Humboldts einschlägige Akademierede zurückgeht (Humboldt 1825), oder an seine Arbeiten zur Kategorienforschung und Sprachtypologie, die wichtige Impulse auch noch für die neuere Forschung zu setzen in der Lage sind (Humboldt 1827-29, 1836, 1827; vgl. Plank 1985), ist eine Rezeption Humboldtscher Schriften, die über die traditionell bekannten Konzepte wie *innere* und *äußere* Sprachform, über *ergon* und *energeia* usw. hinausgeht, wünschenswert. Dazu benötigt man die Aufarbeitung des gesamten Nachlasses, doch nur ein Bruchteil desselben ist bislang veröffentlicht.

2. Der Nachlaß Wilhelm von Humboldts

Der gesamte wissenschaftliche Nachlaß Wilhelm von Humboldts ging auf seinen ausdrücklichen Wunsch nach seinem Tod an die Königliche Bibliothek von Berlin. Dieser umfaßte sowohl seine eigenen Manuskripte, als auch gedruckte Werke, aber auch zahllose Manuskripte anderer Autoren, diese zum Teil auch Unikate, d.h. nachweislich als einzige Kopien, letztere von häufig ebenfalls unschätzbarem wissenschaftlichen und wissenschaftshistorischen Wert.

Die Geschichte dieses Nachlasses ist leider verworren.² Verschiedene Umstände haben die Integrität des Bestandes negativ beeinflusst:

- Johann Carl Eduard Buschmann, selbst wissenschaftlicher Mitarbeiter Humboldts und Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek, hat den Nachlaß aufgearbeitet und, je nach thematischen Gebieten und eigenen Interessenslagen, in qualitativ recht unterschiedlicher Weise geordnet. Er übergab den Nachlaß an die Bibliothek in verschiedenen Tranchen über längere Zeiträume hinweg, und dies nachvollziehbarerweise leider nicht

1. Nicht ganz so schlecht war bislang die Situation in Spanien bzw. im Baskenland. Dort gibt es in jeder besseren Buchhandlung zumindest eine Taschenbuchausgabe eines der iberisch-spanischen Werke Humboldts. Davon liegen z.T. (so für die *Urbewohner* [Humboldt 1821] und *Die Vasken* [Humboldt 1920] jeweils zwei unterschiedliche Ausgaben mit unterschiedlichen Übersetzungen vor; Humboldt (1836) wurde ebenfalls erst vor wenigen Jahren in neubearbeiteter spanischer Edition wieder herausgegeben.

2. Vgl. dazu die ausführliche Darstellung des Schicksals des Humboldtschen Nachlasses in der auch aus anderen Gründen äußerst empfehlenswerten Einführung von Mueller-Vollmer (1993) zu seiner Aufarbeitung des Nachlasses.

vollständig.¹ Verschiedene Bände des Humboldtschen Bestandes sind außerdem bis heute im Nachlaß Buschmann katalogisiert.

- Die Königliche Bibliothek (heute Berliner Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz) und die Universitätsbibliothek (heute Bibliothek der Humboldt-Universität) waren zumindest teilweise gemeinsam organisiert und standen unter gemeinsamer Leitung, was insofern Auswirkungen hatte, als Doubletten, d.h. in der Königlichen Bibliothek bereits vorhandene Bände unmittelbar in die Universitätsbibliothek abgegeben wurden. Damit wurde der Humboldtsche Bestand als solcher auseinandergerissen.²
- Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts konnten aus der Königlichen Bibliothek auch Handschriften entlehnt werden, und damit unterlag der Nachlaß auch der bibliotheksüblichen Fluktuation. Wir wissen daher nicht, ob irgendwelche der heute fehlenden Nummern möglicherweise auf diesem Weg abhanden gekommen sind.
- Albert Leitzmann bereitete in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die bislang einzige existierende große Humboldt Edition der *Gesammelten Schriften* vor (vgl. Dunken 1962). Seine Arbeit und die seiner Nachfolger dürfte sich ebenfalls negativ auf die Ordnung der Dinge im Nachlaß ausgewirkt haben, denn es ist nicht ausgeschlossen, dass Items, die noch damals zur Veröffentlichung vorlagen, heute aber fehlen, im Zuge der Editionsarbeiten abhanden gekommen sind, bzw. damals den Weg nicht mehr zurück in die Staatsbibliothek gefunden haben.³
- Die Wirren des Zweiten Weltkriegs trugen ebenfalls ihren Teil dazu bei. Zu Beginn der Bombardierungen Berlins wurden zwar die historisch wichtigen Bestände der Staatsbibliothek ausgelagert, das heißt aus Berlin in vor Bombardierungen sicher scheinende Gebiete verbracht, so nach Westen wie nach Osten. Es dauerte allerdings bis in die 80-er Jahre, dass Mueller-Vollmer die gesamten Bestände mit deren neuen Standorten wieder genau lokalisieren konnte (Mueller-Vollmer 1993): die ins spätere

1. Wie unten noch anzumerken sein wird, entnimmt Buschmann etwa dem Band Coll.ling. fol.106 Humboldts baskische Wörterbucharbeit und hinterläßt eine Notiz, dass er diese zum Zwecke der Veröffentlichung entnehme. Seither fehlt davon aber jede Spur.

2. Zu den Buchbeständen vgl. Schwarz (1993).

3. Es ist aber andererseits auch festzuhalten, dass die Leitzmannschen Editionsarbeiten insofern positiven Effekt hatten, als während der Arbeit aus verschiedenen Standorten einige Manuskripte Humboldts wiederaufgetaucht sind, die als verschollen galten. So geschehen mit dem mittlerweile wiederum verlorenen, aber in den *Gesammelten Schriften* erstmals veröffentlichten Manuskript der Ausarbeitung der Reisetagebücher unter dem Titel "Die Vasken" (Humboldt 1920), das, neben Humboldt (1821), Hauptwerk zu Geschichte, Kultur und Anthropologie der Basken, das heute auch in zwei spanischen Übersetzungen vorliegt.

Westdeutschland ausgelagerten Teile wurden in die neugegründete Staatsbibliothek West rückgestellt, die nach Polen ausgelagerten Teile in die Jagiellonische Bibliothek nach Krakau und der aus Tegel unter russischer Besatzung verschwundene Teil als Legat in die Staatsbibliothek Ost (später zurückgekehrt ins Schloß Tegel).

Aber noch Berglar (1970: 165), die wahrscheinlich am meisten verbreitete Humboldt- Biographie, berichtet, dass "der handschriftliche Nachlaß Wilhelm von Humboldts [...] in seinen Hauptbestandteilen bis auf geringe Reste im zweiten Weltkrieg vernichtet" worden wäre. Umso bedeutender ist für uns heute die Arbeit Mueller-Vollmers (1993), der die Bestände nicht nur wieder aufgefunden, sondern das Bestandsverzeichnis in exemplarischer Weise kommentiert herausgegeben und damit die Initiative und den Grundstein zu einer neuen umfangreichen Edition des wissenschaftlichen Werks Wilhelm von Humboldts gelegt hat.

3. Die sogenannte materielle Basis

Die Rezeption des Humboldtschen Werks hat sich seit jeher auf die Rezeption der gedruckten Schriften verlassen und diese auch lediglich in Isolation wahrgenommen, bestenfalls wurden als Entstehungskontext die zeitgenössischen Geistesgrößen zugelassen. Es wurde der hermeneutische Rahmen Humboldts diskutiert, man ging der Frage nach, inwieweit Humboldt in der Fortsetzung Kants gedacht habe, oder doch eher Fichtes oder gar Hegelsches Gedanken-gut erkennbar wären, usw. Aber all dies ist seit der Erschließung des Nachlasses so einfach nicht mehr möglich. Selbstverständlich war Humboldt ein Denker in der deutschsprachigen, wie auch in der französischen Tradition, und er hat dies durch mehrere kulturspezifische Veröffentlichungen unter Beweis gestellt, doch weist ihn gerade die Vielseitigkeit seiner sprachwissenschaftlichen Interessen und Arbeiten als jemanden aus, der versucht hat, sich die sprachliche Welt in seine Bibliothek zu holen, als jemanden, der einerseits in seiner wissenschaftlichen Arbeit kaum Vorbilder und Vordenker haben konnte, also keine Tradition im engeren Sinn fortsetzte und dennoch von den wissenschaftlichen Arbeiten zu den einzelnen Sprachen für seine eigene Methode enorm profitiert hat.

Der Reichtum des Humboldtschen Nachlasses war den einschlägigen Forschern von jeher bekannt. Leitzmann plante und veröffentlichte zwar für die Berliner Akademie eine 17-bändige Ausgabe, gestand aber freimütig ein, auf die einschlägig wissenschaftlichen Texte zu verzichten. Das schien für viele ein Freibrief, sich der Anstrengung, den Nachlaß selbst zu konsultieren, nicht

mehr unterziehen zu müssen und so fanden die wenigsten auch den Weg dahin. In der Berliner Staatsbibliothek wurden und werden sogenannte Benutzerbücher geführt, ebenso im Krakauer Teil des Nachlasses an der Jagiellonischen Bibliothek. Diese Benutzerbücher geben erschreckenden Aufschluß über die Nicht-Rezeption, aber sie eröffnen auch neue Rätsel.¹

Die hagiographische Humboldt-Philologie steht mit Sicherheit an ihrem Ende. Letztlich auch dank Mueller-Vollmer (1993). Der Reichtum, der einem in diesem Band schon nach kurzem Durchblättern in die Augen springt, läßt die Verkürzung auf die veröffentlichten Werke nicht mehr zu. Mehr noch: die Erschließung des Nachlasses eröffnet ein bislang ungekanntes Bild des preußischen Gelehrten.

Im besonderen geht es dabei um zwei unterschiedliche Bereiche: zum einen um Manuskripte von Humboldt selbst, die bislang aufgrund ihres Manuskriptcharakters von der Rezeption ausgenommen waren, und zum anderen um anderes handschriftliches Material, das zumindest Teil der Grundlage Humboldtschen Arbeitens selbst war. Besonders eindrucksvoll veranschaulichen läßt sich der erste Teil zum gegenwärtigen Zeitpunkt anhand der Schriften zu den amerikanischen Sprachen. Bislang waren davon einige wenige Aufsätze und Briefe veröffentlicht, die neue historisch-kritische Edition wird aber allein in der amerikanischen Abteilung 5-6 Bände umfassen, von denen in den letzten Jahren 2 erschienen sind: die "Mexikanische Grammatik", eine vollständige Grammatik des klassischen Nahuatl, und das in Zusammenarbeit mit Buschmann entstandene "Mexikanische Wörterbuch", eine Ausarbeitung von Molina. Beide wurden neuerdings von Manfred Ringmacher aus den Manuskripten für den Druck aufgearbeitet und herausgegeben.

Aber für die Geschichte der Sprachwissenschaft ist die kritische Analyse der Materialien, mit denen Humboldt gearbeitet hat, ebenso interessant, denn letztlich erlauben nur sie es, den wirklich originär-Humboldtschen Beitrag zur Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Theorie sowie zur Entwicklung der Einzelphilologien herauszufiltern. Die neue Humboldt-Edition und die dazugehörige Aufarbeitung der handschriftlichen Materialien des Nachlasses beabsichtigen selbstverständlich nicht, in irgendeiner Weise das Bild Humboldts zu schmälern, aber es ist ein Gebot der wissenschaftlichen Ethik, auch die Wurzeln des Humboldtschen Denkens dort anzusiedeln, wo sie hingehören. Es ist dies eine Verpflichtung auch jenen gelegentlich unbe-

1. Etwa die Frage, wie Hugo Schuchardt (1923) seine *Primitiae Linguae Vasconum* konzipierte, ohne die Humboldtsche Version, die über seinen *Mithridates* Beitrag (Humboldt 1817) hinausgeht, gekannt zu haben.

kanteren Gelehrten gegenüber, deren "Glück" es war, zur materiellen Basis Humboldts beigetragen zu haben. Die Originalität Humboldts wird dadurch nicht eingeschränkt, das wissenschaftshistorische Bild verschiebt sich aber geringfügig. Humboldt steht weniger im "luftleeren" Raum als bisher, und die zeitlichen Entwicklungsstränge werden klarer sichtbar.

4. Die spezifische Bedeutung des baskologischen Nachlasses

Seit dem 19. Jahrhundert ist die besondere Stellung sowohl des Baskischen für Humboldt als auch Humboldts für die Baskologie immer wieder hervorgehoben worden (vgl. Pott 1876, Mahn 1857). In diesem Sinne nehmen auch die baskologischen Teile des Nachlasses eine in vieler Hinsicht spezifischere Stellung ein, als etwa die die amerikanischen Sprachen betreffenden Collocutaneen. Dafür sind drei nicht unwesentliche Gründe zu nennen:

- Das Baskenland ist *die einzige Gegend* einer nicht-indogermanischen Sprache, *die Humboldt selbst bereist*, deren zeitgenössische Sprachforscher er selbst kennenlernt, damit die einzige dieser Sprachen, zu der er selbst "physischen" Kontakt hat.
- Die *Länge der Beschäftigung*: Humboldt beschäftigt sich mit dem Baskischen über einen Zeitraum hinweg und mit einer Intensität, was später für keine andere Sprache mehr eintritt. Der Beginn seiner baskischen Studien ist mit der Vorbereitung auf die erste Spanienreise anzusetzen. Bekanntlich streift er auf dieser ersten Reise 1799 das Baskenland nur und sein Interesse für die Besonderheiten scheint hier erst wirklich geweckt zu werden. Daraus resultiert die eingehende Beschäftigung in der Pariser Zeit zwischen den Reisen, die Vorbereitung für die Reise von 1801, sowie in der darauf folgenden Zeit. Insgesamt beschäftigt sich Humboldt mit dem Baskischen ca. 20 Jahre, allerdings mit unterschiedlicher Intensität und Unterbrechungen: denn in der römischen Periode beginnt seine Arbeit an den amerikanischen Sprachen, nicht zuletzt vertieft durch die Kontakte zu Hervás und die Rückkehr seines Bruders von der Amerikareise. Der Kommentar zum Baskischen und den Basken, den Fischer 1801 in einer Fußnote seiner französischen Edition publiziert, drückt im Verhältnis zu den späteren Arbeiten eher das grundsätzliche Interesse aus, als wirklich neue Erkenntnisse. Humboldt veröffentlicht 1812 die *Ankündigung einer Schrift über die Basken* und die *Baskischen Sprachproben*, jeweils im *Königsberger Archiv* und bei Schlegel im *Deutschen Museum*, weil ihm die Veröffentlichung seiner Korrekturen zum *Mithridates* von Adelung durch Vater zu lange dauert. Humboldt hat diese Schriften wohl auch

schon 1808 angekündigt, und im Sommer 1811 an Vater geschickt. Letzteres erscheint denn auch erst 1817 sowohl im Separatdruck, als auch im IV. Band des *Mithridates*. Die Arbeit an den *Urbewohnern* (Humboldt 1821) fällt wohl vorwiegend in die Wiener Zeit, wenngleich die letzten Redaktionsarbeiten, soweit aufgrund der Manuskriptlage feststellbar, wohl erst unmittelbar vor dem Druck vorgenommen wurden. Soweit zur zeitlichen Einordnung.

- Das Baskische ist schließlich *die erste nicht-indogermanische Sprache*, mit der Humboldt sich beschäftigt und gerade deshalb kommt ihm in der Entwicklung des Humboldtschen Gedankenguts eine besondere Rolle zu (El Zarka 2000). Es ist im Laufe des Humboldtschen Arbeitens leicht nachzuvollziehen, wie sich mit der Beschäftigung mit nichtindogermanischen Sprachen auch seine eigenen Einsichten und damit seine eigene Begrifflichkeit formieren und weiterentwickeln. Schon eine oberflächliche Gegenüberstellung der beiden baskischen Grammatikskizzen und - um nur ein Beispiel zu nennen - die Behandlung des baskischen Kasussystems (Vollmann 2000) ist in der Lage, dies zu zeigen. Aber auch hier kann es nicht darum gehen, den Genius Humboldt im luftleeren Raum zu situieren, sondern seine Originalität im Kontext der damals vorhandenen und von ihm rezipierten grammatischen Arbeiten zu sehen. Und diesen Blickwinkel eröffnen letztlich nur die von ihm im Nachlaß auf uns gekommenen Papiere.

5. Zur Struktur des baskologischen Nachlasses

Humboldt besaß die meisten zu seiner Zeit relevanten gedruckten Werke der baskischen Philologie, deren er habhaft werden konnte. Die anderen, wie zum Beispiel Oihenart (sowohl dessen *Notitia utriusque Vasconiae* aus dem Jahre 1638, wie auch die *Proverbes Basques* von 1657), hat er in den öffentlichen Bibliotheken jener Städte konsultiert, in denen er lebte, bzw. er hat sie ausführlich exzerpiert. Die Bekanntheit, und vor allem Humboldts intensive Bekanntheit mit diesen gedruckten Werken muß hier im folgenden vorausgesetzt werden.¹

1. Humboldt gibt an zwei Stellen eine kommentierte, und nur in der Ausführlichkeit, nicht aber der grundsätzlichen inhaltlichen Einschätzung differierende Liste der von ihm verwendeten (und gemeint wohl auch: *empfohlenen*) *Hilfsmittel*: in Humboldt 1817 und in dem heute nur noch als Kopie in Bilbao erhaltenen Grammatikmanuskript.

Der wissenschaftlichen Öffentlichkeit weitgehend unbekannt sind aber die im Nachlaß erhaltenen handschriftlichen Materialien, wobei die Grenze zwischen Humboldts eigenen Skizzen, Entwürfen und Exzerpten und den Manuskripten anderer Autoren nicht leicht zu ziehen ist.¹ Die Handschrift allein ist hier kein aussagekräftiger Indikator. Humboldt hat Unmengen von baskischem Material (das selbst im Original nur in Manuskriptform vorlag) selbst kopiert, exzerpiert und bearbeitet. Bekannt, weil später durch Justo Gárate (1935) veröffentlicht, ist der *Extracto del Plan de Lenguas de Astarloa*. Hier baut er schon eigene Anmerkungen ein, und insofern handelt es sich bereits um eine im Ansatz eigene Arbeit. Zu nennen ist aber auch die vollständige eigenhändige Abschrift des Wörterbuchs von Silvain Pouvreau mit den Oihenartschen Anmerkungen, eine Kopie, die Humboldt in seinen eigenen Arbeiten häufig verwendet und zitiert. Humboldt hat fremdes Material auch in anderer Hinsicht bearbeitet, um es für sich selbst besser nutzbar zu machen: So hat er die Umkehrung des Larramendischen Wörterbuchs unternommen, also eine vom Baskischen ausgehende Version erstellt, angereichert durch andere Wortlisten. Leider ist diese Wörterbucharbeit heute verschollen. Humboldt erwähnt sie an verschiedener Stelle als eine seiner wichtigsten Arbeitsunterlagen. Sie dürfte in vollständiger Version existiert haben, denn wir finden noch eine Anmerkung von Buschmanns Hand, dass er diese Wortliste dem Nachlaß entnimmt, um sie für den Druck vorzubereiten. Seither fehlt von dem Wörterbuch jede Spur.²

Kernstück des baskischen Teils im Humboldtschen Nachlaß sind die beiden baskischen Arbeitsbücher, die Foliacollectaneen 73 und 74, die von Humboldt selbst - vermutlich während seiner Wiener Zeit - unter dem Titel Gemischtes *Ueber die Vaskische Sprache I und II* - zusammengestellt und als solche gebunden wurden. Diese lagern heute in der Jagiellonischen Biblio-

-
1. Schließlich gilt dieselbe Schwierigkeit der Grenzziehung auch in anderen Bereichen. Man denke an die Übersetzung/Bearbeitung antiker Stücke in der deutschen Klassik, an die Verarbeitung musikalischer Themen durch spätere Komponisten und vieles mehr.
 2. In der Berliner Staatsbibliothek taucht lediglich im Nachlaß Mahn, dem Autor der *Baskischen Denkmäler*, ein Wörterbuchmanuskript auf, das in allen Grundsätzen dem von Humboldt skizzierten entspricht. Bloß, dieses letztere enthält daneben auch einige Einträge späteren Datums, die unmöglich von Humboldt stammen können. Wir, als die mit der Edition des baskischen Nachlasses von Humboldt Beschäftigten, gehen davon aus, dass dieser Mahnschen Version die Humboldtsche zugrundeliegt, dass allerdings die Trennung der Beiträge heute nach ernsthaften wissenschaftlich-editorischen Gesichtspunkten nicht mehr vollzogen werden kann.

thek in Krakau.¹ Eine detaillierte Inhaltsangabe dieser Bände geben zu wollen, würde den Rahmen meiner Darstellung hier bei weitem überschreiten. Ich muß auf die ausführliche Darstellung des Nachlasses in Mueller-Vollmer (1993: 256-267) verweisen, beziehungsweise auf das Erscheinen der baskischen Bände der neuen historisch-kritischen Edition.

Humboldt verwendete diese Bände als ständiges Arbeitsinstrument und bezieht sich auch in anderen Manuskripten mit dem ihm eigenen verkürzten Referenzsystem mit reinen Zahlenangaben auf die einzelnen Teile daraus. Sie enthalten wissenschaftliche oder zumindest wissenschaftlich verwertbare Manuskripttypen aller Art und häufig nur fragmentarisch Sprachproben, Wörterverzeichnisse, Wortlisten, Listen von Primitiva, Listen von grammatischen Endungen, von Komposita, Grammatiken, Exzerpte, etymologische Versuche, Textübersetzungen ins Baskische, historisch und geographisch interessante Arbeiten mit Kommentaren, Briefe (auch fremde mit baskologischem Bezug), Wortvergleichen und vieles mehr.

Baskisches Material ist desweiteren in folgenden Bänden vorhanden:

Coll.ling.quart. 44 enthält unter dem Titel *Vaskische Declination und Conjugation* die von Johann von Charpentier abgefaßte Grammatik zum Dialekt von St.Etienne bei Baigorry (heutiger Standort dieses Bandes ist ebenfalls die Jagiellonische Bibliothek Krakau);

Coll.ling.quart. 50 besitzt den Titel *Vaskische Wörterbücher* (ebenfalls heute in Krakau) und enthält drei lexikographische Arbeiten, nämlich die bereits erwähnte vollständige Abschrift in Humboldts Hand von Pouvreaus "Dictionnaire de la langue basque, expliqué en français ..." sowie von unbekanntem Autor das Wörterbuchmanuskript "Table des choses les plus usueles en guise de dictionnaire français & basque" und schließlich den "Catalogo de voces bascongadas con sus correspondencias castellanias, dispuesto por J.M. de Aizpitarte";

Coll.ling.fol.14 enthält neben einem Brief an Wolf die beiden letzten Fassungen der *Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der Vaskischen Sprache* und die dazugehörigen Materialien;

Coll.ling.fol.54 (ebenfalls in Krakau) ist ähnlich heterogen wie die baskischen Arbeitsbücher 73 und 74, das heißt, es enthält eine Reihe unterschiedlicher Texte, die aber allesamt wohl aus einer Periode stammen, in der die Bände 73 und 74 bereits zusammengestellt waren; gewissermaßen ist dieses

1. Es ist anzumerken, daß die Bibliothekssignaturen der in Krakau befindlichen Teile des Humboldtschen Nachlasses die Systematik der Berliner Staatsbibliothek beibehalten.

der 3. Band der Arbeitsbücher, wurde von Humboldt in einer Mappe zusammengehalten und eventuell erst nach seinem Tode zusammengebunden. Die hier vereinigten Materialien sind insgesamt für die Humboldt-Bearbeitung weniger aussagekräftig, auch weil es sich dabei um Stücke handelt, die zum Teil erst in seinen Besitz kamen, als er sich mit dem Baskischen nicht mehr so intensiv beschäftigte.

Aus den eingangs erwähnten Gründen befindet sich ein Teil des Humboldtschen Nachlasses unter den Papieren von Buschmann. Insbesondere relevant sind die heute leider verschollenen Foliabände 104-106, von denen nur die von Buschmann gefertigten Inhaltsverzeichnisse vorliegen. Demnach enthielt der Band 104 eine *Vaskische Grammatik* und eine Schrift unter dem Titel *Vasken* sowie der Band 106 ein *Baskisch-Spanisches Wörterbuch*. Letzteres dürfte unwiederbringlich verloren sein. Auch Nachfragen in relevanten Verlagsarchiven erbrachten kein Ergebnis.

Es gelang Mueller-Vollmer, im Nachlaß Alexander von Humboldt in Krakau ein Manuskript einer baskischen Grammatik in Wilhelm von Humboldts Handschrift ausfindig zu machen. In der Provinzbibliothek in Bilbao schließlich gibt es die photographischen Negativabzüge eines weiteren baskischen Grammatikmanuskripts, das zwischenzeitlich im Original verschwundenen ist.¹ Soweit zum Stand des baskischen Nachlasses.

6. Zur Struktur der "Baskischen Abteilung" der neuen Humboldt-Edition

Entgegen dem Vorgehen in der Veröffentlichung der mexikanischen Bände wird in der "Baskischen Abteilung" so verfahren, dass die Bände der Humboldt Edition lediglich Schriften von Humboldt zum Baskischen beinhalten werden.² Dies begründet sich unter anderem durch den Umfang seiner baskologischen Manuskriptsammlung: sie werden als gesonderter Band in der die Edition begleitenden Reihe "Humboldt Studien" erscheinen (vgl. unten §6).

1. Das Auffinden dieses letzteren gelang Maria Jose Kerejeta und mir im Sommer 1996. Ein weiteres Reisemanuskript unter dem Titel *Cantabrica* liegt außerhalb des Humboldtschen Nachlasses in der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek. Weitere Funde sind nicht auszuschließen.
2. Einzige Ausnahme wird der Adelungsche Beitrag zum Baskischen aus dem zweiten Band des *Mithridates* sein. Diese Schrift ist - trotz des Bekanntheitsgrades der Humboldtschen *Berichtigungen und Zusätze* - relativ unbekannt. Da Humboldt (1817) sich direkt darauf bezieht, wird Adelung in die Edition aufgenommen.

Die Werkedition selbst wird nach dem von Humboldt selbst in der *Ankündigung* skizzierten Plan (vgl. El Zarka 2000), das heißt nach inhaltlichen, nicht nach chronologischen Gesichtspunkten aufgebaut sein und folgende Teile enthalten:

- a. Reisen: *Tagebuch, Cantabrica, Vasken*;
- b. Sprache (Grammatikpläne, zwei Grammatikskizzen, *Mithridates*; eine Reihe kleinerer Arbeiten, Wortlisten, Sprachvergleiche);
- c. historisch-anthropologischer Teil (*Priifung* und dazugehörige Vorarbeiten);
- d. Briefe, fremde Arbeiten.

Im Rahmen der vom Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung in Österreich finanzierten Projekte¹ wurde der baskologische Nachlaß fast zur Gänze elektronisch bearbeitet und wird nach der Veröffentlichung der Editionsbände im Netz konsultierbar sein.² Im Gegensatz zu den gedruckten Bänden wird die Netzedition eine bloße, allerdings vollständige Abschrift der Humboldtschen Collectaneen in der ursprünglichen Anordnung enthalten.

7. Der Materialienband

Im Druck befindet sich derzeit der Begleitband in der Reihe *Humboldt Studien* (Hurch 2002), der die wichtigsten bislang unpublizierten, nicht-Humboldtschen grammatischen und lexikographischen Arbeitsmaterialien aus dem Nachlaß umfaßt. Es handelt sich dabei um folgende Stücke:

- 1. ein Fragment des *Plan de Lenguas* von Astarloa;
- 2. eine Skizze einer baskischen Grammatik des französischen Frühaufklärers Nicolas Fréret;
- 3. ein Grammatik- und Wörterbuchmanuskript des Geologen Johann von Charpentier;
- 4. die Probeversion des Wörterbuchs von Aizpitarte;
- 5. ein labortanisches Wörterbuch eines unbekanntens Autors.³

ad 1: Die verworrene Geschichte des *Plan de Lenguas* ist Baskologen hinlänglich bekannt (vgl. dazu auch Gárate 1936, Hurch - Gomez - Kerejeta

1. Projektnummern P-11254-SPR und P-13281-SPR
2. Einige Einblicke kann man sich unter der Adresse <http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/humboldt/home.html> verschaffen, wo außerdem zahlreiche editorische Arbeitsmittel zur Verfügung stehen.
3. Ausführlichere Kommentare zu den einzelnen Teilen des Materialienbandes finden sich in den einzelnen Einleitungen zu den Stücken in Hurch (2002a).

2002). Unbekannt dagegen blieb, dass im Nachlaß Wilhelm von Humboldts, und zwar im Foliaband 73, ein nicht unansehnlicher Teil von 74 handschriftlichen Seiten dieser Arbeit liegt.¹ Azkue hatte, wie aus den Benutzerbüchern zu entnehmen ist, während seines Aufenthaltes in Berlin, diesen Band in der Hand. Der Umstand, dass es sich bei dem Manuskript, das unmittelbar auf den *Extracto* folgt, um einen Teil des *Plan de Lenguas* selbst handelt, entging ihm aber ganz offenbar.² Im *Extracto* gibt es eine Anmerkung von Humboldts Hand, nämlich den Hinweis, dass er im Jahre 1811 einen Teil des *Plan de Lenguas* erhalten habe und er nachträglich die Teile, die er besitzt, im *Extracto* selbst markiert.³ Bezüglich der Einschätzung des *Plan de Lenguas* gab es ja kontrastierende Meinungen von Humboldt und Erro. Aufgrund des vorliegenden Manuskriptteils haben wohl beide in gewissem Sinne recht: Erro darin, dass diese Arbeit weitgehend in die *Apologia* eingegangen ist, Humboldt dahingehend, dass der *Plan de Lenguas* in erfrischender Form frei von störendem apologetischem Beiwerk ist.⁴

ad 2: Nicolas Fréret beschäftigt sich als Frühgeschichtler u.a. mit den historisch-genealogischen Zusammenhängen der Völker Europas, insbesondere der Franzosen und Kelten, aber darüber hinaus entwickelt er auch, wie Cafmeyer (1992) in seiner Brüsseler Dissertation zeigt, in sprachwissenschaftlicher Hinsicht einige wichtige Gedanken. Im Zuge dieser Beschäftigung scheint es für ihn unausweichlich, sich mit dem Baskischen auseinanderzusetzen. Er tut dies vor allem anhand von Oihenarts *Notitia*, sowie anhand der

1. Das Manuskript wurde von Maria Jose Kerejeta und mir 1997 anlässlich eines Forschungsaufenthaltes in Krakau eindeutig als Fragment des *Plan de Lenguas* identifiziert.
2. Auch Buschmanns Inhaltsangabe von Coll.ling.fol.73 gibt lediglich an: "eine Arbeit von spanischer Hand".
3. Humboldts Notiz lautet: "Von P[arte].3. Instr[uccion].1 Cap[itulo].1 Art[iculo]1 bis Trat[ado].3. C[apitulo].2 Art[iculo].4 incl. habe ich in Abschrift. Es ist zum Zeichen doppelt unterstrichen. 1811." In Gárates (1935: 98) Abschrift liest man: "Von P.B. Instr.1 cap.1 Arb.1 bis Instr.3. C.2. Art 4. und finden sich in Abschrift. Es ist zum Teilen doppelt unterstrichen. 1811." Obwohl die von Humboldt angegebene Stelle auf der gegenüberliegenden Seite der Anmerkung liegt, und diese Stelle auch doppelt unterstrichen ist. Sie entgeht ihm wahrscheinlich wegen fehlerhafter Lektüre. Dieses Mißgeschick ist aber auch Gárates allgemeineren Schwierigkeiten im Umgang mit Humboldts Handschrift sowie der deutschen Sprache zuzuschreiben. Andererseits ist es zweifelsfrei Gárates Verdienst, wesentlich zur Humboldt Rezeption im Baskenland beigetragen zu haben und auch einige Schriften aus dem Nachlaß, die bis heute im Original unveröffentlicht sind, in spanischer Übersetzung herausgegeben zu haben (Gárate 1933).
4. Im Anschluß an die mündliche Präsentation des vorliegenden Vortrags teilte mir José Maria Uriarte Astarloa mit, dass das Manuskript des *Plan de Lenguas* im Humboldtschen Nachlaß, von dem ich zur Illustration während des Vortrags 1 Seite Reproduktion zeigte, einwandfrei von der Hand Pablo Astarloas stamme. Ich danke ihm für diese Mitteilung.

Bibelübersetzung von Leizarraga. Aus dem XIV. Kapitel des ersten extrapoliert er, so gut es geht, das vorliegende Grammatikmanuskript. Zweiteres verarbeitet er in Wortlisten, die für ihn wohl hauptsächlich Bedeutung für die Argumentation der Unabhängigkeit des Baskischen von den anderen europäischen Sprachen haben sollten. Humboldt erhält dieses Manuskript während seines Parisaufenthaltes von Ste.-Croix, dem damaligen Verwalter von Frérets Nachlaß,¹ zusammen mit den Wortlisten aus Leizarraga. Es handelt sich dabei um das Originalmanuskript Frérets (wahrscheinlich von eigener Hand), das im Pariser Nachlaß in der einschlägigen Mappe fehlt. Im Materialienband veröffentlichen wir lediglich das Grammatikmanuskript. Die Wortlisten, sollte Humboldt sie auch verwendet haben, besitzen keinen eigenen wissenschaftlichen Wert und wurden daher bei der Edition übergangen.

ad 3. Charpentier hielt sich als Bergwerksdirektor und Geologe insgesamt 5 Jahre in den Pyrenäen auf. Bekanntlich veröffentlichte er die erste umfassende geologische Abhandlung über die Pyrenäen (geschrieben 1812, veröffentlicht 1823) als Teil eines geplanten dreibändigen Werks, das auch eine Beschäftigung mit den Sprachen und Sitten, sowie der materiellen Anthropologie, insbesondere der Metallverarbeitung umfassen sollte. Der zweite und der dritte Band blieben fragmentarisch. Das baskische Manuskript bezieht sich auf den Dialekt von St. Etienne bei Baigorri, wo Charpentier ca. 1 Jahr als Bergwerksdirektor arbeitete. Der grammatische Teil ist - wohl aufgrund mangelnder sprachwissenschaftlicher Kenntnisse des Autors - stark an die grammatischen Strukturen und Kategorien der klassischen Sprachen angelehnt und aus diesem Grund bestenfalls wegen dialektspezifischer Formen der zahlreich angeführten Paradigmata interessant, anders als der Wörterbuchteil, der unmittelbar ins Auge springende Besonderheiten aufweist.

ad 4. Aizpitarte war von der *Real Sociedad Bascongada de los Amigos del Pais* mit der Abfassung eines baskischen Wörterbuchs beauftragt (Gárate - Ruiz de Arbulo 1971). Die Geschichte der Entstehung dieser Arbeit, die meines Wissens unveröffentlicht in der Bibliothek von Loyola liegt, ist für Baskologen auch weitgehend bekannt. Im Jahre 1782 war Aizpitarte aufgefordert, der Gesellschaft über den Fortgang der Arbeiten zu berichten und legte dieser den im Materialienband veröffentlichten Teil vor. Vgl. das in Knörr 1981: 35 unter Nr. 9 zitierte Dokument über den "estado presente del

1. Die Umstände, die Gárate (1933) angibt, unter denen Humboldt das Manuskript erhält, sind übrigens nicht korrekt.

Diccionario bascongado, presentada por el socio Aizpitarte a la R. S. B. en sus Juntas Generales del 1786", wo es unter anderem heißt:

Por Julio del 1782 remitió al Señor Conde de Peñafiorida (que en paz descansa) una collección de voces bascongadas de la combinación ar, formada a instancia del citado Director; cuyos artículos ascendían al número 1750. Y estas voces, que estaban puestas en riguroso orden alfabético, tenían también sus significados castellanos. Hoy tiene esta collección el mismo Aizpitarte.

Humboldt hat diese Sammlung offenbar direkt von Aizpitarte erhalten, den er im Hause des Barons Montehermoso kennengelernt haben dürfte, wo Aizpitarte in der Zeit, als Humboldt Vitoria besuchte, als Bibliothekar arbeitete.

ad 5. Das fünfte und letzte der nunmehr in Druck befindlichen Manuskripte ist ein labortanisches Wörterbuch von einem nichtidentifizierten Autor, das aus verschiedenen Gründen in die Zeit zwischen 1789 und 1800 zu datieren ist.¹ Obwohl der Autor im Laufe des Manuskripts offenbar seine Zielsetzung sowie auch seine lexikographischen Grundsätze ändert, ist es doch von wahrscheinlich nicht unwesentlichem lexikologischem Interesse für die baskische Dialektologie und die Geschichte der Baskologie insgesamt.²

8. Das Beschaffungsprogramm³

Bei diesen und anderen Schriftstücken handelt es sich nicht um gedruckte oder in Bibliotheken vorhandene Arbeiten. Der soziolinguistische Status des Baskischen war, zumindest im europäischen Bewußtsein - soweit überhaupt vorhanden, der einer nahezu literatur- und damit kulturlosen Sprache mit wenig gedruckten Schriften. In der Tat war sich Humboldt der Beschwerlichkeit bewußt, die allein mit dem Beschaffen von Informationen über mögliche

1. Insbesondere wegen des Eintrags *departement*, bei dem sich der Autor explizit auf den seit der Französischen Revolution gebräuchlichen Terminus bezieht.
2. Die Auswahl gerade dieser Items für den Materialienband ist in der Einführung zu Hurch (2002a) ausführlich gerechtfertigt. Andere Manuskripte sind zwischenzeitlich veröffentlicht bzw. zur Veröffentlichung vorbereitet, oder sie gehören originär in einen anderen Zusammenhang und Humboldt besaß von ihnen nur Kopien. Letzteres gilt etwa für die Abschrift des Pouvreauschen Wörterbuchs, das bereits vor dem Beginn unserer Editionsarbeiten von Maria Jose Kerejeta abgeschrieben und weitgehend für den Druck vorbereitet wurde. Ferner wurden in den Materialienband nur Bearbeitungen, d.h. Grammatiken und Wörterbücher aufgenommen, nicht aber Sprachmaterial, unabhängig von der Bedeutung des letzteren.
3. Dieser Terminus ist Mueller-Vollmers (1994) umfassenderer Arbeit entlehnt.

Quellen verbunden war. Und er lernte diese Schwierigkeiten zu meistern und sich in erstaunlicher Weise die damals vorhandenen Quellen zu erschließen. Die Wege, wie diese fünf Manuskripte den Weg in Humboldts Besitz fanden, ist eben auch für die Entwicklung der Systematik illustrativ, mit der er sich das notwendige und erwünschte Material verschaffte. Auf einen Nenner gebracht, Humboldt versuchte, alle Informationen zu bekommen und sämtliche Manuskripte, deren er irgendwie habhaft werden konnte, in seinen Besitz zu bringen. Dazu nützte er die ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Gänze aus:

- Auf seiner Reise ins Baskenland knüpft er alle ihm möglichen Kontakte, insbesondere von Paris aus vermittelt durch D. J. Garat, und innerhalb des Baskenlandes durch die Mitglieder der *Real Sociedad Bascongada de los Amigos del Pais*. Einige für ihn interessante Persönlichkeiten, die ihm ihr Material zur Verfügung stellen konnten oder für ihn anfertigten, besuchte er persönlich (etwa Astarloa, Murga, Moguel, Lahetjusan, Ithurbide, Harambillet u.a.). Er verbringt, es ist bekannt, einige Tage in Durango bei Astarloa, über den er sich auch in seinen Briefen und Reisebeschreibungen äußerst positiv und beeindruckt äußert. In den Duranger Tagen arbeitet er - nach dem Umfang des Geleisteten und der im Verhältnis doch recht kurzen Zeit - offenbar wie ein Besessener Astarloas Schriften durch, exzerpiert diese, diskutiert mit ihm, läßt sich von ihm seine Arbeiten erklären und schreibt dies nieder.¹ Von Harambillet läßt er sich Kinderliedtexte diktieren, übersetzen und analysieren. Murga wird zu einer seiner wichtigsten Materialquellen, er verschafft ihm auch die Moguel'schen Übersetzungen antiker Autoren, von Ithurbide erhält er verschiedene Gedichte und Liedtexte, usw.

Aber auf diesen Reisen trifft er auch durch Zufall auf für ihn bedeutsame Personen. So erwähnt er in seinem Tagebuch der ersten Spanienreise (Humboldt 1918: 138), im Hause des Marqués de Montehermoso dessen

1. In einem Brief von Ignacio Luis de Astarloa, einem Neffen von Pablo Astarloa, an Fidel Modet aus dem Jahre 1842, in dem er die Erinnerungen an seinen Onkel festhält, liest man: "Ya tenia mui adelantados sus trabajos cuando vino á visitarle á principio de este siglo, ó fines del pasado Dⁿ. Guillermo Humbolt sabio Humanista y Academico de Berlin. Se detuvo con el muchos dias examinando sus tareas: ven[...] temprano a casa del tío, y pasaba en ella todo el dia sin tomar mas alimento que dos ó tres vasos de leche, engolfado en la consideracion de las hermosuras del bascuence." Eine Kopie dieses Briefes stellte mir freundlicherweise Herr Uriarte Astarloa zur Verfügung. Das Original dieses Brief liegt im Archiv Juan Bautista Erro des Fondo Marquesado San Miguel de Grox im *Archivo Provincial de Zamora*, Kasten 29/4.

Bibliothekar kennengelernt zu haben, einen sprachverständigen Menschen, den er namentlich nicht nennt. Aber er bringt das im Materialienband in Druck befindliche Manuskript Aizpitartes von dieser Reise mit, wie er in den *Hilfsmitteln* schreibt, und Aizpitarte arbeitete eben zu jener Zeit als Bibliothekar bei Montehermoso. Der Weg dieses Manuskripts in Humboldts Besitz ist also einfach nachvollziehbar.

- Humboldt durchsucht die öffentlichen Bibliotheken jener Städte, in denen er wohnte, nach baskischen Manuskripten und sonstigen einschlägigen gedruckten Werken und wissenschaftlichen Schriften. Als Beispiel sei die Beschäftigung mit Pouvreau genannt, bei dem er zurecht annahm, er würde keine andere Kopie dieses Wörterbuchs außerhalb von Paris finden und von dem er eigenhändig eine nahezu vollständige Abschrift anfertigte.
- Außerhalb des Baskenlandes, insbesondere in Paris, suchte Humboldt direkten persönlichen Kontakt zu Personen, die ihm bei seiner Materialsuche bzw. insgesamt bei seiner Beschäftigung mit dem Baskischen behilflich sein konnten. Seine baskologischen Interessen waren da zum Teil ausschlaggebend, wie im Falle von Dominique Joseph Garat, oder ein erfreuliches Nebenprodukt, wie im Falle von Sainte-Croix. Letzterer schenkte Humboldt die Fréretschen Manuskripte zum Baskischen. Garat half Humboldt, die wichtigsten Kontakte im Baskenland zu knüpfen, so zu Mitgliedern der *Real Sociedad Bascongada*, aber auch direkt zu Einzelpersonen wie Astarloa.¹
- Humboldt verabsäumte es nicht, auch seine diplomatischen und politischen Beziehungen einzusetzen, um nützliche Kontakte herzustellen. So korrespondierte er mit Erro, damals *ministro plenipotenciario* in Madrid und gleichzeitig Nachlaßverwalter (zusammen mit Zamácolo) von Astarloas Schriften, über die diplomatischen Kanäle Preußens in Madrid. Dieser Kontakt brachte für Humboldt zwar nicht das erwünschte Resultat, nämlich die Übersendung einer vollständigen Kopie des *Plan de Lenguas*, aber es war für ihn selbstverständlich einen Versuch wert.
- Humboldt unterhielt wissenschaftliche Beziehungen zu Personen, deren Arbeit für ihn selbst bzw. für die seine eigene Arbeit von Interesse sein

1. Ebenfalls Herrn Uriarte Astarloa verdanke ich die Kopie eines weiteren Erinnerungsbriefes über Pablo Astarloa (von Martin Antonia de Zuberiondo [?] an Nazario de Eguia aus dem Jahre 1842, im gleichen Archiv der vorgehenden Fußnote, Kasten 27/2) in dem dieser die von den Biographen meist ignorierte Annahme bestätigt, dass Astarloa seine Seminarszeit in Frankreich verbracht hat. An derselben Stätte hielt sich damals D. J. Garat auf. Die direkte Bekanntschaft der beiden scheint also belegt.

konnte. Als einen speziellen Fall seien die enzyklopädischen Unternehmungen seiner Zeit bzw. deren Autoren genannt. In Rom trifft Humboldt noch den greisen Hervás und hat Zugang nicht nur zu dessen Schriften, sondern auch zu dessen Unterlagen und Materialien. Im deutschsprachigen Raum sind dies die Autoren des *Mithridates*: nicht nur verschafft Humboldt Vater bedeutsames Material etwa zu den amerikanischen Sprachen aus dem Hervásschen Bestand, auch setzt er sich bekanntlich kritisch mit den Adelungschen Ausführungen zum Baskischen auseinander (Humboldt 1817).

- Schließlich ist es die Bedeutung der Brüder Humboldt im europäischen Geistesleben, die verschiedene Leute veranlaßt, von sich aus Kontakt mit ihnen aufzunehmen und ihnen ihre Arbeiten vorzulegen. Einen solchen Fall haben wir bei Johann von Charpentier, der zwar wahrscheinlich über die Schiene der Freiburger Bergakademie, deren Studenten sowohl er als auch Alexander von Humboldt waren (wenn auch zu unterschiedlichen Zeiten), den Kontakt etabliert hatte, und der 1822 Wilhelm von Humboldt sein im Materialienband zu veröffentlichendes baskologisches Manuskript schickt.¹

Damit erschließt sich bzw. erschließen sich Humboldt alle möglichen Quellen, und er ist in ein Netz wissenschaftlicher Auseinandersetzung integriert, das man in der Beschäftigung mit Humboldtschem Gedankengut, wie hier zum Baskischen, aus intellektueller und wissenschaftlicher Redlichkeit nicht außer Acht lassen darf. In der Bearbeitung des Nachlasses ist es uns somit möglich, nahezu jedes Stück der Handschriften in seiner eigenen Bedeutung, seinem eigenen wissenschaftshistorischen Kontext, aber auch in seiner Bedeutung für das Humboldtsche Œuvre einzuschätzen. Das sogenannte Beschaffungsprogramm, das Humboldt dann in Bezug auf die amerikanischen Sprachen wegen deren geopolitisch heterogener Verteilung und deren schwierigerer Zugänglichkeit perfektionieren muß, ist jedenfalls hier schon voll entfaltet. Der Prozeß der Wissenssammlung hat sich historisch wahrscheinlich proportional zur vorhandenen Wissensmenge - in nur bedingt kausalem Zusammenhang - vereinfacht, aber auch er erforderte Humboldts ganze Anstrengung. Das Resultat war aber auch hier: wahrscheinlich gab es in den

1. Ein direkter Kontakt zwischen Wilhelm von Humboldt und Charpentier ist nicht belegt, doch schreibt Alexander seinem Bruder 1822 aus Mailand, dass er auf dem Weg von Paris dahin außer Coppet auch Bex, und dort Charpentier besucht habe, und letzterer beabsichtige, Wilhelm seine baskischen Arbeiten zu schicken (vgl. Hurch 2002b).

ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nirgends eine so gut ausgestattete baskologische Bibliothek, wie im Schloß Tegel zu Berlin.

9. Konklusion

Die Humboldt-Rezeption nur anhand seiner gedruckten Schriften weiterzuführen, ist aufgrund der Komplexität des Nachlasses nicht mehr legitim. Es ging mir im vorliegenden Beitrag darum, zu zeigen, welche neuen Wege der Wissenschaftsgeschichte die Kenntnisnahme von diesem Nachlaß zu eröffnen in der Lage ist. So sind es zum einen gerade die bislang ungedruckten sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzungen zum Baskischen, in denen er bereits die Grundlinien seines späteren linguistischen Arbeitens skizziert, aber auch die zahlreichen kleineren, und im ersten Moment nebensächlich scheinenden Skizzen und Versuche, die uns helfen, sein Werk zu öffnen, aber auch - und gerade dies sollte hier im Mittelpunkt stehen - jene unbekanntes Schriften fremder Autoren zum Baskischen, die für Humboldts eigene Studien das Fundament gelegt haben. Nur dieser mühsame Weg wird es erlauben, das von jeher bekannte, aber aus unerfindlichen Gründen ignorierte Loch in der Wissenschaftsgeschichte zu füllen.

10. Bibliographie

- Berglar, Peter (1970): Wilhelm von Humboldt. Reinbek: Rowohlt.
- Buschmann, Eduard - Wilhelm von Humboldt (2000): Wörterbuch der mexicanischen Sprache. Hg. von Manfred Ringmacher. Paderborn: Schöningh.
- De Cafmeyer, G. (1992): Nicolas Fréret linguiste: Le domaine indo-européen. Mém. lic. phil. rom., Université Libre de Bruxelles.
- Charpentier, Johann von (1823): Essai sur la constitution géognostique des Pyrénées. Paris: F.G. Levrault.
- Dunken, Gerhard (1962): Zur Geschichte der Herausgabe der "Gesammelten Schriften Wilhelm von Humboldts". (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Vorträge und Schriften 75). Berlin.
- El Zarka, Dina (2000): "Aspekte von Wilhelm von Humboldts Sprachdenken im Spiegel seiner baskischen Studien", in: Grazer Linguistische Studien 54: 1-24.
- Fischer, Christian August (1801): Voyage en Espagne, aux années 1798 et 1798; faisant suite au Voyage en Espagne, du citoyen Bourgoing. (Deutscher Originaltitel: Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua. Berlin 1799) Paris.
- Gárate, Justo (1933): G.de Humboldt. Estudio de sus trabajos sobre Vasconia. Bilbao: Imprenta Provincial.

- Gárate, Justo (1935): "Extracto del Plan de Lenguas de Astarloa por Guillermo de Humboldt", *Revista Internacional de Estudios Vascos* 26: 94-121.
- Gárate, Justo (1936): *La época de Pablo Astarloa y Juan Antonio Moguel*. Bilbao: Junta de Cultura Vasca.
- Gárate, Justo - F. Ruiz de Arbulu (1971): "El lexicógrafo José Maria de Aizpitarte, vecino de Vitoria", in: *Boletín de la Institución Sancho el Sabio* XV: 255-267.
- Humboldt, Wilhelm von (1812a): "Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben", in: *Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde u. Geschichte*, Bd. 1: 1-8.
- Humboldt, Wilhelm von (1812b): "Proben vaskischer Schreibart und Dichtung", in: *Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde u. Geschichte*. Bd.1: 277-291.
- Humboldt, Wilhelm von (1817): "Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache", in: Adelung, J.C. - J.S.Vater, *Mithridates oder Allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser Als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, Bd. 4, Berlin: Vossische Buchhandlung, 275-360.
- Humboldt, Wilhelm von (1821): *Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der vaskischen Sprache*. Berlin: Dümmler.
- Humboldt, Wilhelm von (1825): *Über das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung*, Berlin: Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften, Hist.-philol. Kl., Abhandl. 1822/23, pp. 401-430.
- Humboldt, Wilhelm von (1827): *Über den Dualis*. Berlin: Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften, Hist.-philol. Kl., Abhandl. 1827, Berlin 1830: 161-187.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin: Dümmler.
- Humboldt, Wilhelm von (1903-1936): *Gesammelte Schriften*. Hg. von Albert Leitzmann. 17 Bde. Berlin.
- Humboldt, Wilhelm von (1907 [1827-1829]): *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*. in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 06/1: 111-303.
- Humboldt, Wilhelm von (1918): "Tagebuch der Reise nach Spanien 1799-1800", in: *Humboldt (1903-1936)*, Bd. 15, 1-46.
- Humboldt, Wilhelm von (1920): *Die Vasken, oder Bemerkungen auf einer Reise durch Biscaya und das französische Basquenland im Frühling des Jahrs 1801. nebst Untersuchungen über die Vaskische Sprache und Nation, und einer kurzen Darstellung ihrer Grammatik und ihres Wörtevvorraths*. in: *Humboldt 1903-1936*, Bd. 13, 1-195.
- Humboldt, Wilhelm von (1994): *Mexicanische Grammatik*. Hg. von Manfred Ringmacher. Paderborn: Schöningh.

- Hurch, Bernhard, Hg., (2002a): Die baskischen Materialien aus dem Nachlaß Wilhelm von Humboldts. Astarloa, Fréret, Charpentier, Aizpitarte und anderes. Paderborn: Schöningh (im Druck).
- Hurch, Bernhard (2002b): "Das linguistische Manuskript eines Geologen: Johann von Charpentiers baskische Grammatik", in: Hurch 2002, im Druck.
- Hurch, Bernhard - Ricardo Gómez - Maria Jose Kerejeta (2002): "Zum Stellenwert Astarloas und des Plan de Lenguas", in: Hurch 2002a (im Druck).
- Knörr, Enrique (neuerdings Hendrike) (1981): "Some new documents concerning Aizpitarte's dictionary", in: Euskalarien Nazioarteko Jardunaldiak (IKER 1). Bilbao: Euskaltzaindia, 1-45.
- Mahn, Carl August Friedrich (ed.) (1857): Denkmäler der Vaskischen Sprache. Berlin: Dümmler.
- Mueller-Vollmer, Kurt (1993): Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft. Ein kommentiertes Verzeichnis des sprachwissenschaftlichen Nachlasses. Paderborn: Schöningh.
- Mueller-Vollmer, Kurt (1994): "Humboldts linguistisches Beschaffungsprogramm: Logistik und Theorie", in: Zimmermann, Klaus - Jürgen Trabant - Kurt Mueller-Vollmer, Hg., Wilhelm von Humboldt und die amerikanischen Sprachen. (Humboldt Studien). Paderborn: Schöningh, 27-42.
- Plank, Frans (1985): Humboldt über den Dualis, in: Humboldt-Grimm-Konferenz", Berlin, 22.-25. Oktober 1985, hrsg. von A. Spreu in Zusammenarbeit mit W. Bondzio, 1986, Bd. 1: 231-247.
- Pott, August Ferdinand (1976): Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft. Berlin: Calvary.
- Schuchardt, Hugo (1923): Primitiae Linguae Vasconum. Einführung ins Baskische. Halle/S.: Niemeyer.
- Schwarz, Christa (1993): Ex libris a Guilelmo L.B. de Humboldt legatis. Das Legat Wilhelm von Humboldts an die Königliche Bibliothek in Berlin. Paderborn: Schöningh.
- Vollmann, Ralf (2000): "Wilhelm von Humboldt und die Grammatik des Baskischen", in: Oftisch, Michaela - Christian Zinko, Hg., 125 Jahre Indogermanistik in Graz. Graz: Leykam, 479-495.

Krzysztof Migoń

Der Breslauer Orientalist Andreas Acoluthus (1654-1704). Seine Beziehungen zu Leibniz und zur Akademie in Berlin

Andreas Acoluthus kam am 16. März 1654 in Bernstadt in Schlesien (einer kleinen Stadt in der Nähe von Öls) zur Welt und verstarb am 4. November 1704 in Breslau¹. Sein Vater Johann (1628-1689) war Pastor und pflegte die intellektuellen Aspirationen der evangelischen Geistlichkeit fort, deren Beitrag zur Barockgelehrsamkeit in Bibelforschung, umfangreichem polyhistorischem Wissen² und Fremdsprachenkenntnissen bestand. Dank seiner Fähigkeiten, seines außerordentlichen Fleißes und der konsequenten Umsetzung aller Vorhaben vermochte Acoluthus über den Durchschnitt hinauszuwachsen. Er nahm am wissenschaftlichen Leben weit über die Grenzen Breslaus und Schlesiens aktiv teil. In seinem veröffentlichten und ungedruckt gebliebenen Werk spiegeln sich die wichtigsten geistigen Strömungen jener Epoche wider.

Im Brennpunkt seines Interesses standen die Sprachen. Acoluthus war ein Polyglotter, der – wie es heute bezeichnet wird – “passiv“ gut über zwanzig westliche und orientalische Sprachen beherrscht haben dürfte. Er konnte nicht nur von Quellen in verschiedenen Sprachen problemlos Gebrauch machen, wovon seine Arbeiten Zeugnis ablegen, sondern er führte auch tiefgehende linguistische Untersuchungen zu zahlreichen Sprachen (Etymologien,

1. Ch.G. Jöcher: Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Bd. 1, Leipzig 1750, S. 66; J.Ch. Adelung: Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinen Gelehrten-Lexico. Bd. 1, Leipzig 1784, Sp. 168-169; Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 1, Leipzig 1875, S. 40; Neue Deutsche Biographie. Bd. 1, Berlin 1953, S. 38-39; C.H. Tromler: Leben und Schriften des Hrn. Andreas Acoluth, weil. Predigers und Professors zu Breslau, und der Königl. Preuss. Akad. der Wissenschaften Mitglieds. In: Neue Beyträge von alten und neuen theologischen Sachen, Büchern, Urkunden. Bd. 58, Leipzig 1761, S. 414-471; K. Migoń: Wrocławski orientalista Andrzej Akolut (Jego życie, prace, księgozbiór). In: Przegląd Orientalistyczny, 1965, Nr. 4(56), S. 325-335; ders.: Śląscy orientaliści i zbieracze orientaliów do XIX w. In: Szkice z dziejów polskiej orientalistyki. Bd. 3, Warszawa 1969, S. 7-45; ders.: Recepcja książki orientalistycznej na Śląsku do końca XVIII wieku. Wrocław 1969.
2. Vgl. H. Jaumann: Was ist ein Polyhistor? Gehversuche auf einem verlassenen Terrain. In: Studia Leibnitiana. Bd. 22, 1990, Nr. 1, S. 76-89.

Wortbildung, Komparatistik, Semantik, Orthografie) durch und gab Grammatiken und Wörterbücher heraus. Gleichzeitig verselbständigten sich bei ihm die Fremdsprachenkenntnisse nicht zum Selbstzweck; vielmehr waren sie ein Element seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Werkstatt – und hier speziell auf zwei miteinander verbundenen Gebieten: Bibelforschung und Orientalistik. Insbesondere seine Errungenschaften im Bereich Orientalistik lassen ihn zu einem der hervorragendsten europäischen Orientkenner um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert werden.

Das Leben von Acoluthus war nicht reich an außergewöhnlichen Ereignissen: Er verbrachte es fast ausschließlich in Breslau, das er nur verließ, um in Wittenberg und Leipzig zu studieren, in Berlin wissenschaftliche Recherchen durchzuführen und sich in Karlsbad eine Kurbehandlung zukommen zu lassen. Sein Lebenspfad führte ihn nie in den Orient, was für die damaligen Orientalisten eher Norm als Ausnahme war. Sie waren nämlich zumeist Stuben- oder genauer gesagt Bibliotheks- oder Büchergelehrte.

Einer der Wege zur Orientalistik führte im 17. Jahrhundert über die Hebraistik. Innerhalb der evangelischen Geistlichkeit war es aber nahezu der einzige Weg, denn die von ihr gepflegte Bibelexegese setzte die Kenntnisse des Originaltextes des Alten Testaments voraus. Die Beherrschung des Hebräischen war daher für den Exegeten eine *conditio sine qua non*. Vertiefte Bibelstudien erforderten darüber hinaus gute Kenntnisse anderer, für das Verstehen und Kommentieren des Alten Testaments notwendiger Sprachen wie Aramäisch (Chaldäisch), Samaritanisch, Syrisch, Koptisch oder Äthiopisch. Vom Hebräischen und der so genannten *philologia sacra* waren also die damaligen Orientalisten in der Regel ausgegangen, von denen die einen dann in diesem sprachlichen und Problembereich weiter forschten und die anderen – so wie Acoluthus – sich der Arabistik und Turkologie, Islamforschung und Judaistik zuwandten oder in ihr Interessenfeld sogar Ägyptologie, Iranistik und Sinologie rückten.¹

Vom dritten Lebensjahr an soll ihm sein Vater Hebräisch beigebracht haben. Adelung gibt an, Acoluthus habe im Alter von sechs Jahren Hebräisch gut beherrscht. In seinen Schuljahren (1674 absolvierte er das Elisabethgymnasium in Breslau) lernte er einige orientalische Sprachen, auch bei dem sich damals im Fürstentum Öls aufhaltenden August Pfeiffer, dem späteren Professor *linguarum orientalium* in Wittenberg (in den nächsten Jahren blieb er

1. Vgl. J. Reychman: Les débuts des études orientales à l'époque moderne: de la "philologia sacra" à la science profane. In: Actes du XIe Congrès International d'Histoire des Sciences. Bd. 2, Wrocław 1967, S. 291-295.

mit ihm in Kontakt). Aus dieser Zeit stammen stattliche Bände mit sprachbezogenen Aufzeichnungen von Acoluthus, die heute in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden aufbewahrt werden¹ (7 Bde., die Grammatiken und Wörterbücher der orientalischen Sprachen enthalten: *Grammatica linguarum chaldaeae, syriacae et samaritanae*; *Grammatica Arabica*; *Persica*; *Turcica*; *Aegyptiaca sive Coptica*; *Aethiopica*; *Armenica*; *Sinica*; *Hebraica*; *Lexicon latino-copticum* [mit der Anmerkung: “Anno 1673. d. 19. Jul. Inceptum: Absolutum d. 10. Augusti”²] und *latino-persicum*; *Index sinico-latinus* zum *monumento sinico Kircheri*; Phraseologie aus verschiedenen chaldäischen, hebräischen, arabischen und äthiopischen Texten).

Als er 1676 in Wittenberg den Grad des Magisters in Philosophie erwarb, feierten seine Breslauer Kollegen dieses Ereignis mit einem Gelegenheitsdruck in Versen. Darin nannten sie ihn einen Polyglotten³.

Bald nach Studienabschluss wurde Acoluthus Diakon an der Breslauer Bernhardinerkirche, und nach ein paar Jahren hatte er dort den Posten des Seniors inne. 1689 wurde er zum Professor der orientalischen Sprachen am selben Gymnasium berufen, das er selbst früher absolviert hatte.

Das veröffentlichte Werk von Acoluthus ist nicht umfangreich. Es besteht aus drei Büchern und einigen kleineren Drucken. Die meisten seiner wissenschaftlichen Erträge wurden in Handschriften und in seiner Korrespondenz überliefert. Die Letztgenannte erschien später auszugsweise im Druck.

Sein größtes, über 500 Seiten in quarto zählendes Werk ist die auf dem Gebiet der Bibelforschung und Orientalistik angesiedelte Abhandlung *De aquis amaris*⁴, die sich auf die Ritualvorschriften im vierten Buch von Moses aus dem Alten Testament (*Numeri* 5, 11-31) bezieht. Die Analyse des biblischen Textes ergänzte der Autor um philologische Kommentare, die auf seinen Kenntnissen der Bibel in verschiedenen orientalischen Sprachen (Chaldäisch, Arabisch, Koptisch, Persisch), des Talmuds und anderer hebräischer Quellentexte fußen. Dem Danziger Stadtsenat zugeeignet (“*Splendissimae Reipublicae Gedanensis Senatum inclytum*”), enthält sie fünf Indizes (Seiten 441-480), was auf ihren wissenschaftlichen Charakter hindeutet (die Abhandlung wurde in den “*Acta Eruditorum*” 1682 besprochen⁵).

1. H.O. Fleischer: *Catalogus codicum manuscriptorum orientalium Bibliothecae Regiae Dresdensis*. Leipzig 1831, S. 28-29, 47.
2. SLB Dresden, Handschrift Ea. 188.
3. *Acclamatio votiva...* Wittenberg 8 Febr. 1676, 2 Bl. (Exemplar in der UB Wroclaw, Sign. 559514).
4. *De aquis amaris... philologema*. Leipzig 1682 Typis Justini Brandi.
5. *Acta Eruditorum*. Bd. 1, Leipzig 1682, S. 104-105.

Diese Veröffentlichung brachte ihm in wissenschaftlichen Kreisen Anerkennung und festigte sein Renommee, das er sich schon zwei Jahre früher erworben hatte. Damals (1680) war nämlich sein erstes Buch erschienen, das ihm den Ruf des Pioniers der Armenistik in Deutschland sicherte: *Obadias Armenus*¹. Die armenische Übersetzung des Buches Obadja (Abdias) aus dem Alten Testament entnahm Acoluthus einer Amsterdamer Ausgabe von 1666, so dass er nicht der erste Editor des Textes war. Er bearbeitete ihn aber sowohl von dessen sprachlicher als auch exegetischer Seite. Der armenische Originaltext samt Transkription und lateinischer Übersetzung ist nur sieben Seiten lang. Über vierzig Seiten hingegen füllen Acoluthus' gelehrsame *annotationes*, in denen die armenische Textfassung mit der hebräischen, syrischen, arabischen und äthiopischen verglichen wird. Die Aufmerksamkeit des Historikers der Orientalistik lenkt das am Ende des Buches befindliche *Alphabetum Armenicum* auf sich, das *Figura, Nomen, Potestas i Valor Numeralis* der armenischen Buchstaben angibt. Armenische Lettern bestellte Acoluthus auf eigene Kosten (Adelung schreibt: "Welches kleine Werk ihm 700 Rthlr. gekostet haben soll, weil er die Armenischen Schriften auf seine Kosten gießen lassen mußte"²); und sein Stolz über deren Besitz diktierte ihm für die Titelseite folgende Worte in die Feder: "Primum in Germania specimen characterum Armenicorum".

Acoluthus' drittes Buch war *Tetrapla Alcoranica sive Specimen Alcorani quadrilinguis, Arabici, Persici, Turcici, Latini*³, das nach heutigen Maßstäben als ein Preprint der geplanten und unvollendet gebliebenen viersprachigen Koran-Ausgabe zu betrachten wäre. Mit seinen Arbeiten am Koran ordnete sich Acoluthus in den breiten Strom europäischer philologischer, theologischer und politischer Studien über den Islam und seine Grundlagen ein. Den Anfang hatte hier die erste lateinische Übersetzung des Korans (Petrus Venerabilis, Abt des Klosters von Cluny, 1143) gemacht, die nach vierhundert Jahren (Basel 1543 ed. Teodor Bibliander) im Druck erschien⁴. In den nächsten Jahrhunderten wurden immer neuere Übersetzungen, zahlreiche

1. Obadias Armenus, Quo, cum analysi vocum Armenicarum grammatica, & collatione versionis Armenicae cum fontibus, aliisque, maximam partem orientalibus versionibus, exhibetur. Leipzig 1680. Das Buch wurde "Senatui... Reipublicae Vratislaviensis" gewidmet.
2. Adelung, a.a.O., Sp. 168.
3. Berlin 1701 Litteris Viduae Salfeldianae. Vgl. J.W. Blaufus: Vermischte Beyträge zur Erweiterung der Kenntniss seltener und merkwürdiger Bücher. Bd. 1, Jena 1753, S. 122-128.
4. Vgl. H. Bobzin: Der Koran im Zeitalter der Reformation. Studien zur Frühgeschichte der Arabistik und Islamkunde in Europa. Stuttgart 1995. Siehe auch J. Fück: Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jhs. Leipzig 1955.

Editionen, Bearbeitungen und Kommentare herausgebracht. Ein starker einschlägiger Impuls war im 17. Jahrhundert von den Türkenkriegen und den für europäische Sammlungen erworbenen orientalischen Handschriften ausgegangen.

Die Rezeption des Korans in Breslau und Schlesien war überraschend rege. Den wichtigsten Beitrag dazu leisteten hauptsächlich drei Orientalisten: Petrus Kirstenius (1577-1640)¹, eben Andreas Acoluthus und Christian Ferdinand Jacobi (1680-1712)², doch es sollte an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass sich viele Koran-Exemplare in den Beständen durchschnittlicher Leser, vor allem der Pastoren, befanden. Selbst wenn die Koran-Handschriften für die Mehrzahl von ihnen nur eine modische exotische Merkwürdigkeit waren, so wurden die Übersetzungen ohne Zweifel gelesen (die buchwissenschaftliche Dokumentation weist mindestens 26 Exemplare der in Acoluthus' Zeiten besten Koran-Edition in Schlesien nach [Lodovico Marracci: *Alcorani textus universus*. Padova 1698], und es waren auch noch mehrere andere Ausgaben im Umlauf).

Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert arbeiteten zahlreiche Orientalisten an Übersetzungen und Editionen des Korans. Acoluthus' Weg zum Koran war für die protestantischen Theologen-Orientalisten typisch: in ihren Studien harmonierten Elemente der Biblexegese und der Werkstatt der *philologia sacra* einerseits und die gerade ihre ersten Gehversuche wagende weltliche Orientalistik andererseits miteinander, deren Interessengebiet sich schrittweise auf mehr und mehr aktuelle wissenschaftliche und praktische Fragen der muslimischen Welt und dann auch anderer orientalischer Länder erstreckte.

An seiner Koran-Edition arbeitete Acoluthus sein ganzes Erwachsenenleben, doch es sollte ihm nicht gegönnt sein, sein Vorhaben zum Abschluss zu bringen. Er war davon überzeugt, dass die Vorsehung selbst ihn auserwählt habe, diese Aufgabe zu bewältigen (das Anagramm seines Namens Andreas Acoluth lautete ja "Tu edas Alcoran" – du wirst den Koran herausgeben³). Seine Vorbereitungen waren groß angelegt: Er sammelte Handschriften mit dem

-
1. P. Kirstenius: *Tria specimina characterum Arabicorum*. Breslae 1608 (hier u.a. *Primum Suuretu, libri, vulgo, Alcoran dicti, quod nonnulli Symbolum Mahhummedicum vocant, ex collatione sex exemplarium manuscriptorum, editum*).
 2. Ch.F. Jacobi, J.H. Martius: *De lotionibus Mohammedanorum*. Leipzig 1706.
 3. A. Acoluthus: *Tetrapla Alcoranica*. Berlin 1701, S. 58.

Koran-Text (von denen er über vierzig besaß¹), studierte die muslimische Theologie und das islamische Recht, verfasste Notizen, fertigte Exzerpte und Kommentare an, leistete zahlreiche einführende Vorarbeiten. Am höchsten schätzte er das aus Makassar auf der Insel Celebes stammende Koran-Exemplar, das Heinrich Mucha, 1670-1682 Sergeant im Dienste der holländischen Ostindischen Kompanie, nach Breslau mitgebracht hatte². Den Koran mit einer türkischen Übersetzung hatte ihm wiederum F. Meninski besorgt³. Mehrere andere Exemplare hatte er außerdem in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts in Ungarn (genauer: in Oberungarn, d.h. in der heutigen Slowakei), insbesondere in Smolnik und Banská Bystrica (Neusohl) erworben. Darüber hinaus hatte er eine Kopie eigenhändig angefertigt (“Coranus ab ipso Acolutho scriptus”)⁴.

Als christlicher Theologe wollte sich Acoluthus am Kampf gegen den Islam beteiligen. Daher bereitete er (gebeten wurde er darum von seinen Brief Freunden aus Ungarn⁵, einem “Frontstaat“) *ex Alcorano breviculum aliquod Anti-Muhammedicum* vor, in anderer Fassung *Breviarium Antimuhammedicum*, das – ins Türkische übertragen – als Instrument der Sabotage und Zersetzung in den Reihen des Feindes und der Andersgläubigen dienen sollte. Acoluthus hoffte, die Muslime auch mittels der Werke *Pia desideria pro conversione Muhammedanorum* und *De Muhammedanis patriam religionem ridentibus* zum wahren, christlichen Glauben bekehren zu können. Er trug sich überdies mit dem Gedanken, eine kleine, mehrsprachige Bibelausgabe vorzulegen⁶.

Die in seinen drei Buchpublikationen offen gelegten Interessen und Kompetenzen von Acoluthus bilden nur einen Teil seiner orientalistischen Welt. Erwähnenswert sind auch ihre anderen Komponenten. Er genoss als Kenner der orientalischen Numismatik großes Ansehen und wurde für eine Autorität in jüdischen Fragen und auf dem Gebiet der arabischen, persischen und türkischen schöngeistigen, Rechts- und Geschichtsliteratur gehalten.

1. Diese Sammlung befindet sich jetzt in der UB Leipzig. Vgl. Ae.G.R. Naumann: *Catalogus librorum manuscriptorum qui in Bibliotheca Senatoria Civitatis Lipsiensis asservantur... Codices orientalium linguarum descripserunt* H.O. Fleischer et F. Delitzsch. Grimma 1838, S. 354-360.
2. UB Leipzig, Handschrift B.or. 130.
3. UB Leipzig, Handschrift Ac.K. 167.
4. UB Leipzig, Handschrift B.or. 351.
5. C.H. Tromler: a.a.O., S. 466.
6. Adelung schreibt sogar, dass diese *Biblia parva polyglotta* im Jahre 1681 in Leipzig herausgegeben wurde.

Sein Biograph Tromler schrieb, dass Acoluthus der erste hervorragende Experte für kufische Münzen in Deutschland gewesen sei¹. Er dürfte aber wohl nicht gewusst haben, dass die orientalische Numismatik Acoluthus in Wirklichkeit viel mehr verdankt. Das nur als Handschrift überlieferte achtbändige Werk von Johann Siegismund Haunold (1634-1711) *Theatrum Monetarium* enthält (als Band 7) das von Acoluthus verfasste *Theatrum Monetarium Asiaticum*, das den gesamten Orient fokussiert². Am genauesten beschrieben sind darin die arabischen, türkischen und persischen Münzen. Sie waren in Haunolds Sammlung auch am zahlreichsten vertreten. Die Beschreibung der Münzen aus dem Nahen Osten folgt dem Schema: neben der gezeichneten Abbildung der beiden Münzseiten sind der von ihnen abgeschriebene orientalische Text, dann seine Transkription (*lectio*), lateinische Übersetzung (*interpretatio*) und schließlich ein Kommentar (*nota*) nachzulesen. Münzen aus anderen orientalischen Ländern sind dagegen nur oberflächliche Beschreibungen beigelegt. Unter Acoluthus' Feder verwandeln sich die Beschreibungen der einzelnen Geldstücke in umfangreiche Abhandlungen zur orientalischen Geschichte, die sich auf entsprechende zitierte Literatur stützen. *Theatrum Monetarium Asiaticum* bietet zudem in seinen weiteren Teilen andere längere Texte – eine Geschichte der Araber und die Geschichte der orientalischen Numismatik sowie einen von Acoluthus angefertigten Auszug aus dem Brief des Jesuiten Claudio Filippo Grimaldi aus China. *Theatrum* offeriert insgesamt viel mehr, als es der Titel selbst verspricht. Es ist ein fundiertes orientalistisches Werk, das nicht nur in numismatischen, sondern auch historiographischen Kategorien zu betrachten ist.³

Auf eine Zusammenarbeit von Acoluthus und Haunold stößt man noch bei der Handschrift des Letztgenannten *Miscellanea curiosa*. Diesmal handelt es sich um die von dem getauften Juden Friedrich Albert Christiani verfassten und im ersten Teil der *Miscellanea* eingetragenen *Selecta Iudaica*⁴. Acoluthus erläutert hier schwierigere sprachliche und religiöse Fragen der Hebraistik und Judaistik.

Dass er sich in der orientalischen Literatur bestens auskannte, bewies Acoluthus wiederum in seinen Bibliotheksarbeiten. Der Bitte seines Freundes

1. Tromler: a.a.O., S. 449.

2. UB Wrocław Handschrift R 672.

3. Ein anderes numismatisches Werk Acoluthus' befindet sich unter seiner Korrespondenz mit Gottlieb Milich: *Bericht von unterschiedenen Türkischen Raritäten* (UB Wrocław Handschrift Mil. II/241 Bl. 24-48).

4. UB Wrocław Handschrift R 678, S. 720-853.

Christian Gryphius, der den Posten des Bibliothekars in der Maria-Magdalenenkirche in Breslau innehatte, folgend, fasste er eine Beschreibung der dort aufbewahrten über zwanzig arabischen, türkischen und persischen Handschriften ab. Auf den Umschlägen dieser Handschriften, auf leeren oder absichtlich hinzugefügten Seiten lieferte er die Zusammenfassungen der Inhalte einzelner Werke, brachte philologische Ausführungen unter und bewertete Autoren und Texte (z.B. in der Hs. M. 1517 der Breslauer UB: “Hafiz Schiradsensis Poeta Persicus, in toto Oriente celeberrimus”).

Andreas Acoluthus trug eine beachtliche Büchersammlung zusammen. Ihr vollständiger Wert entzieht sich unserer Kenntnis bis heute, denn sie wurde nach seinem Tod zerstreut. Die meisten Handschriften gingen über seinen Schüler Sigmund Gottlob Seebisch (1669-1753), den späteren kurfürstlichen Bibliothekar, nach Dresden und Leipzig. Acoluthus trug über 200 orientalische Handschriften zusammen, von denen die meisten heute in der Universitätsbibliothek Leipzig und in der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden aufbewahrt werden¹. Nach der Klassifikation im Katalog der in Leipzig befindlichen Handschriften besaß Acoluthus u. a. 40 Korane, über 30 Werke über Magie, 6 *de doctrina fidei*, 14 *de doctrina officiorum, jurum, morum*, 7 Geschichtswerke, 12 Grammatiken, 3 medizinische Bücher, über 20 Bände mit schöngeistiger Literatur (darunter 3 Handschriften von *Golestan* aus der Feder von Sa'di). Zu den interessantesten Erwerbungen Acoluthus' gehörten zwei armenische Handschriften (eine von ihnen von Lemberger Armeniern angefertigt, mit denen er in Schriftenwechsel stand), ein Tatarenkitab (mit polnischen Texten in arabischer Schrift!²). Sein Eigentum nannte er überdies einige altkirchenslawische und russische Handschriften, aber höchstwahrscheinlich nur als Sammler und Bibliophiler, denn er schrieb Molanus, dass er weder Russisch noch russisches Schrifttum kenne³. In die Augen fallen auch einige Werke mit politischem Inhalt – alle auf Türkisch.

Tromler erliegt dennoch einem Irrtum, wenn er behauptet, dass: “Seine Bibliothek war zwar nach seinem Tode den Gesetzen der Steigerung nicht unterworfen”⁴. Die Drucke, oder wenigstens ein Teil davon, wurden am 6. Juni (und in den nachfolgenden Tagen) höchstwahrscheinlich des Jahres 1705

1. Vgl. oben zitierte Kataloge der orientalischen Handschriften beider Bibliotheken.
2. Die Handschrift ist im Katalog der Leipziger Sammlung als „Codex arabicus, tataricus, polonicus“ beschrieben. Sign. Ac.K.280.
3. Epistola Andreae Acoluthi LL.OO. Prof. Vratislaviensis ad G.W. Molanum abbatem Loccumensem [vom 30.4.1694]. In: Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica. Cl. I, Bremen 1760, S. 529.
4. Tromler: a.a.O., S. 459-460.

(doch womöglich auch später, denn auf dem Titelblatt des Katalogs *Selectus librorum theologico-philologico-historicorum, qui ex bibliotheca, quam possedit olim vir polyglottus Dn. M. Andreas Acoluthus, Regiae Pruss. Societatis Scientiar. Socius, ... venales erunt*¹ wurde kein Jahr angegeben) öffentlich versteigert. Unter den 1500 aufgeführten Bänden stellten theologische und geschichtliche Schriften den größten Teil dar. Ein Viertel befasste sich mit orientalistischen Fragen. Im Besitz von Acoluthus befanden sich die für seine Arbeit unentbehrlichsten und hervorragendsten Werke der älteren und zeitgenössischen europäischen Hebraistik und Orientalistik, auch die größten und teuersten Publikationen unter ihnen. Neben der englischen mehrsprachigen Bibelausgabe verfügte er über die Schriften von B. d'Herbelot und A. Kircher, F. Meninski, T. Erpenius und J. Golius, Bartolucci und Schabtai Bass. Selbstverständlich war er im Besitz von Werken seines orientalistischen Vorgängers in Breslau Petrus Kirstenius (über den er schrieb: "Dnum P. Kirstenium posteritas numerabit inter Silesiae miracula" [Die Nachwelt wird Kirstenius den Wundern Schlesiens zurechnen])². Die sinologische Thematik, die in Acoluthus' Kontakten mit der Akademie aufgetaucht war, vertraten in seiner Büchersammlung u. a. *Novissima Sinica* von Leibniz, Andreas Müllers und Christian Mentzels Schriften. Der Katalog der Versteigerung zählt außerdem 30 Exemplare von *Obadias Armenus* und 22 Exemplare *De aquis amaris* auf!

Im Versteigerungsverzeichnis fehlt die schöngestige Literatur. Doch man kann davon ausgehen, dass der literarisch ambitionierte Acoluthus sie ebenfalls besaß. Tromler verzeichnete unter den nachgelassenen Autographen irgendein *Liber poeticus*, das lateinische Texte enthalten haben soll, und *Deutsche Gedichte* (beide Bände von 1672), und schrieb dazu über Acoluthus: "ein Nachahmer der Schönheiten des Virgil" und über seine Gedichte: "Ich halte sie mit Recht für Jugendfrüchte"³. Arno Lubos rechnete Acoluthus sogar "zu den bekannteren Dichtern" jener Zeit in Schlesien⁴, doch andere Literaturgeschichten erwähnen ihn nicht. Daher ist eher der Meinung von Tromler beizupflichten.

*

-
1. Exemplar der UB Wrocław, Sign. 374986.
 2. A. Acoluthus: *Tetrapla Alcoranica*, S. 38.
 3. Tromler: a.a.O., S. 465.
 4. A. Lubos: *Geschichte der Literatur Schlesiens*. Bd. 1, München 1960, S. 187.

Ähnlich wie die meisten Gelehrten seiner Epoche nahm Acoluthus am wissenschaftlichen Leben mittels Korrespondenz teil¹. Der Briefaustausch eröffnete die Möglichkeit, in der Welt "sich bekannt zu machen"². Er war ein Medium, über das Informationen gewonnen, ausgetauscht und verbreitet wurden; er war eine Arbeitsmethode, mit deren Hilfe man die damalige europäische Gelehrtenrepublik errichtete. Acoluthus führte eine rege und umfangreiche Korrespondenz (sein Biograph stellte daher sogar die rhetorische Frage: "Was für Geld und Kosten hat er... auf seinen weitläufigen Briefwechsel verwendet"³?), und es ist schade, dass sich nur ein kleiner Bruchteil davon bis heute erhalten hat und bekannt ist. Acoluthus breiter Brieffreundeskreis umfasste vor allem deutsche, italienische und französische, aber auch englische und (polnisch-)armenische gelehrte Theologen und Orientalisten.

Leibniz, den David Ancillon "l'homme le plus connu de notre siècle" (den "bekanntesten Menschen in unserem Jahrhundert" nannte⁴ (Leibniz war damals kaum vierzig!), schätzte den Briefwechsel hoch (noch einmal Steinhausen: "der Brief war ihm für die Entwicklung seiner Ansichten die liebste Form, und in seinen Briefen findet man über alle Fragen, die ihn beschäftigten, Aufklärung"⁵). Er stand auf diese Weise mit Tausenden von Vertretern verschiedener Stände und Berufe im Kontakt. Bei ihm trafen Postsendungen aus aller Herren Länder ein, da man über ihn Auffassungen verbreiten, Fragen stellen, Antworten erhalten und Streitfragen entscheiden konnte. Ludovicus Dutens, Herausgeber seiner *Opera omnia*, schrieb ein halbes Jahrhundert nach Leibniz' Tod, dass es in Europa keinen Gelehrten gegeben habe, der nicht von seinen Ratschlägen und Anregungen Gebrauch gemacht hätte⁶. Wenn die Leipziger "Acta Eruditorum" als "Zentrum wissenschaftlicher Dokumentation vom europäischen Rang" apostrophiert wurden⁷, so lässt sich diese Bezeichnung mit Erfolg auch auf Leibniz selbst anwenden – ein Einmann-Zentrum wissenschaftlicher Information von europäischer Reichweite.

1. K. Migoń: La correspondance savante de Leibniz en tant que méthode de son travail scientifique. In: *Organon*, 1967, Nr. 4, S. 207-216. Vgl. auch Sondernummer von "Revue de Synthèse" Janvier-Juin 1976 der Geschichte der Korrespondenz im 17. Jahrhundert gewidmet (mit Beiträgen von P. Dibon, R. Taton, W. Voisé).
2. So G. Steinhausen: *Geschichte des deutschen Briefes*, 2. Th., Berlin 1891, S. 174.
3. Tromler, a.a.O., S. 447.
4. Steinhausen: a.a.O., S. 175.
5. Ebenda, S. 176.
6. G.G. Leibnitii *Opera omnia*. Studio Ludovici Dutens. Bd. 5, Genf 1768, S. 1-2.
7. L. Richter: *Žurnal* "Acta Eruditorum" (Lejpcig, 1682 i sl.) - centr naučnoj dokumentacii evropejskogo značenija. In: *Actes du XIe Congrès International d'Histoire des Sciences*. Bd. 2, Wrocław 1967, S. 71-74.

Für Acoluthus war Leibniz also ein durch und durch wünschenswerter Brieffreund. Am 27. August 1695 schrieb er einen Brief an ihn, in dem er ihm seine Hypothese über die Verwandtschaft des Armenischen mit dem (Alt)Ägyptischen darlegte: „Nexus linguae Armenicae cum Arabica, Persica, Turcica, nullus est“, und weiter: „Armenos autem & Aegyptios unum eundemque populum esse statuo“¹. Leibniz zeigte sich interessiert und antwortete Acoluthus am 10. Oktober und fragte hierbei noch nach den Beziehungen des Armenischen zum Georgischen. Acoluthus’ Konzeption war ihm schon aus einem Brief bekannt, den dieser am 30. April 1694 Gerhard Molanus in Lokkum geschickt hatte². Am 21. März 1695 konsultierte er in dieser Angelegenheit sogar den Äthiopisten Hiob Ludolf.

Acoluthus stellte die These von der ägyptischen Abstammung des Armenischen auf. Das Armenische sollte nach ihm die Sprache hieroglyphischer Inskriptionen gewesen sein, und die Entzifferung der Hieroglyphen müsste in armenischen Handschriften gesucht werden, in denen als Initialen „hieroglyphische“ Darstellungen von Tieren und Menschen gebraucht worden seien. Irreführende lexikalische Ähnlichkeiten und unbegründete Etymologien schienen seinen Standpunkt zu untermauern³. Vor dem Hintergrund des damaligen Standes des Wissens um die Sprache (vor der Entzifferung der Hieroglyphen und der Begründung der komparatistischen Sprachwissenschaft!) hörte sich Acoluthus Theorie gar nicht so absurd wie heute an. Tromler schrieb hierzu: „wenn er bei gewissen Dunkelheiten irrete, so irrete er gelehrt“⁴. Acoluthus vertrat die Ansicht, dass ihm zufällige sprachliche Analogien sensationelle Entdeckungen bescheren würden: Er schuf eine Konzeption, die falsch war, obwohl sie – damals – recht plausibel klang. Eine Anerkennung seitens Leibniz’ würde ihr Glaubwürdigkeit attestieren.

Als Acoluthus 1701 zum Mitglied der Berliner Akademie wurde, setzte man sich noch mit seiner Theorie auseinander. Er selbst wollte ein Buch schreiben, in dem seine Beweise und Argumentationen zusammengefasst würden. In diesem Zusammenhang bekam er ein Stipendium in Höhe von 200 Talern jährlich zuerkannt⁵. Doch das Buch erblickte nie die Welt. Der krän-

1. G.G. Leibnitii Opera omnia. Ed. Dutens. Bd. 6, II, S. 137; G.W. Leibniz: Collectanea etymologica. Ed. J.G. Eccard. Hannover 1717, S. 170-171.
2. Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica. Cl. I, Bremen 1760, S. 523-540.
3. E. Iversen: The Myth of Egypt and its Hieroglyphs in European Tradition. Copenhagen 1961, S. 99-100.
4. Tromler: a.a.O., S. 446:
5. Adelung: a.a.O., Sp. 168.

kelnde Acoluthus starb bald darauf. Nach Tromler soll er eine bis heute un-auffindbare Handschrift *Lingua et sapientia Aegyptiaca ex Armeniorum potissimum lingua restituta* hinterlassen und noch einen *Thesaurus Armenus* geplant haben.

Nach Acoluthus' Tod ließ seine Konzeption die Orientalisten (Leibniz korrespondierte in dieser Angelegenheit mit Ezechiel von Spanheim, Mathurin Veysièrè La Croze, Caspar Neumann¹, John Toland, John Chamberlayne) nicht in Ruhe, doch schon bald gelangten sie zur endgültigen Entscheidung: Johann Joachim Schröder veröffentlichte 1711 seinen *Thesaurus linguae Armenicae*, in dem er einen unwiderlegbaren Nachweis über die Verwandtschaft des Armenischen mit anderen, später als indoeuropäisch klassifizierten Sprachen erbrachte, und der Berliner Orientalist M.V. La Croze stellte in seinem Brief an J. Clodius vom 13. Juni 1718 autoritativ und definitiv fest: "Sententia Acoluthi de consensu linguae Armenicae cum Aegyptiaca absurdissima est"². Acoluthus' Hypothese erfüllte aber ihre Aufgabe, indem sie den Philologen einschlägige Diskussionsansätze bereitstellte. Jahrelange Debatten führten in gemeinsamer Leistung der Gelehrten eine Lösung des Problems herbei. Zwar fiel sie anders als von Acoluthus erwartet aus, doch man könnte nach Tromler wiederholen: "wenn er... irrete, so irrete er gelehrt".

Die hier zur Sprache gebrachte Idee lässt sich übrigens mit einer anderen konfrontieren, die ebenfalls Leibniz' Aufmerksamkeit absorbierte: angebliche ägyptisch-chinesische verwandtschaftliche Beziehungen im Altertum. Leibniz war der Meinung, dass die zwei großen Kulturen des Ostens gemeinsame Anfänge gehabt hätten. Daher auch seine These: "Aut enim (Aegyptus) Chinensium colonia est, aut Chinenses ipsius"³. Ähnlich wie bei dem armenisch-ägyptischen Problem entstand auch hier eine "Diskussionsliste", in die sich jesuitische Missionare und ausgezeichnete China-Kenner (Claudio Filippo Grimaldi, der polnische Mathematiker und Sinologe Adam Kochański, der italienische Theologe Carlo Maurizio Vota und andere) "eintrugen".

1. Neumann (1648-1715) war der zweite Breslauer - Mitglied der Berliner Akademie seit 1706. Vgl. G.E. Guhrauer: *Leben und Verdienste Caspar Neumann's*. Nebst seinem ungedruckten Briefwechsel mit Leibniz. In: *Schlesische Provinzialblätter*, N.F., Bd. 2 (1863), S. 13, 266. M.V. La Croze: *Thesaurus epistolicus Lacrozianus*. Ed. J.L. Uhle. Bd. 3, Leipzig 1746, S. 98.
2. M.V. La Croze: *Thesaurus epistolicus Lacrozianus*. Ed. J.L. Uhle. Bd. 3, Leipzig 1746, S. 98.
3. *Die Werke von Leibniz...* von Onno Klopp. Erste Reihe. *Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften*, 2, Hannover 1864, S. 175-207.

Nach der Möglichkeit, als Mitglied in die “Societas Scientiarum Berolinensis“ aufgenommen zu werden, erkundigte sich Acoluthus bei Leibniz in seinem Brief vom 6. Dezember 1700¹. Bald erhielt er von ihm (Brief vom 31. Januar 1701²) eine Bestätigung (wohlgemerkt: Leibniz schreibt “Societas Scientiarum Brandenburgensis”). In den beiden Schreiben wird das wissenschaftliche Interessensfeld von Acoluthus abgesteckt: *Inventum Aegyptiacum*, der Koran, das Koptische. Es dürfte wohl keinen Zweifel an der Möglichkeit der Aufnahme von Acoluthus in die Akademie gegeben haben, denn Tromler schreibt: “Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin erkannte ihn wegen seiner großen Fähigkeiten für würdig, ihn im Monat Julius 1701 einstimmig zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Er hatte die Ehre, eines der ersten Glieder derselben zu sein”³. Der Nachfolger Acoluthus’ als Pastor zu S. Bernhardin und Verfasser seines Lebenslaufs Christian Schmid schrieb: “unser Seliger nach einem vorgelegten und publicirten Specimine des Alcorans, durch den Königl. Praesidem und das Concilium der Societät der Wissenschaften zu einem Mitgliede derselben erwählet und Ihm ein Diploma darüber ertheilet worden”⁴. Johann Christoph Gottsched reihte ihn nach Jahren im Gedicht *Das erhöhte Preußen oder Friedrich der Weise* unter die hervorragenden Vertreter der vom König ins Leben gerufenen “Gelehrtenzunft“ ein:

“Du stiftest eine Zunft, in deren klugen Schaar
 Ein großer Leibnitz Haupt, und zweyter Stifter war;
 Dem Bergers, Akoluths, Bernoulls und Eckhardts Namen,
 Wie Herrmanns, Kirchs und Gohls und Klimms zu Hülfe kamen”⁵.

Von dem am 4. November 1704 verstorbenen Acoluth nahmen zahlreiche Autoren mit ihren ihm gewidmeten Gelegenheitsdrucken Abschied. Die beste Würdigung seiner Fähigkeiten und Verdienste floss aus der Feder seines Freundes und langjährigen Mitarbeiters Christian Gryphius:

“Eh, Theurer Acoluth! Was muß nicht mit Dir sterben!
 Was vor ein Kleinod wird in deine Grufft verscharrt! [...]
 Itzt liegt der Alcoran/ den Du der Welt versprochen/ [...]
 [...] Du wirst beständig leben
 Weil Dich der Ehren-Ruff/ in welchem Widmannstad/

1. NB Warschau, Handschrift IV.4879, Bl. 119 (und eine Kopie, Bl. 286).
2. Ebenda, Bl. 118.
3. Tromler, a.a.O., S. 426.
4. Ch. Schmid: Die mit vielem Segen geschmückte Lehrer. Breslau 1704, S. 23.
5. Tromler, ebenda.

Meninsky/ Megiser/ und Müller nunmehr schweben/
 Ins Buch der Ewigkeit längst eingeschrieben hat.
 Schau wie Kirstenius und Ludolph sich erfreuen/
 Wie Olearius und Hottinger den Preiß
 Des Edlen Morgenlands durch Deinen Ruhm erneuen/
 Und wie ein frembdes Land Dich zu erheben weiß.
 Es wil Italien Dich bey den Kircher setzen/
 Das stoltze Gallien erhebt Dich nach Verdienst;
 So Holl- als Engelland gedenckt Dich hochzuschätzen;
 Indem Du unverwelckt wie eine Ceder grünst¹.

Acoluthus' Verdienste um die Orientalistik sind nicht gering: Er ebnete der europäischen Armenistik den Weg, versuchte das Geheimnis der Hieroglyphen zu lüften, tat viel für eine wissenschaftlich fundierte mehrsprachige Ausgabe des Korans, war ein hervorragender Vertreter der sich schon dem Ende zuneigenden theologisierten Orientalistik (d. h. der Orientalistik im Dienste der Theologie und Religion), aber auch der ihre ersten Gehversuche wagenden weltlichen Orientalistik, in deren Blickfeld lebendige Sprachen des Ostens gelangten und die ihr Interesse ebenfalls aktuellen politischen, militärischen und ökonomischen Fragen entgegenbrachte. Nicht gänzlich verhallt sind ebenso die Echos des Sammlereifers von Acoluthus: Die von ihm zusammengebrachten Handschriften können – und sollten – auch heute noch Gegenstände orientalistischer Studien werden. Mit seiner Teilnahme am wissenschaftlichen Leben der Gelehrtenrepublik der Barockzeit sicherte er sich einen festen Platz in der Geschichte der Geisteskultur des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. In der Geschichte unserer Sozietät verdient er Aufmerksamkeit.

1. Ch. Gryphius: Als... Herr Andreas Acoluthus... Weltberühmter Polyglottus... beerdigt ward. Breslau 1704, S. 2-3.

Dieter Wittich

Ludwig Büchner (1824-1899). Sein Einfluß auf das philosophische, kulturelle und politische Leben Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹

Ich kann gut verstehen, wenn manche der hier Anwesenden von einem Vortrag über Ludwig Büchner nicht allzuviel erwarten. Schließlich ist er zusammen mit seinen Zeitgenossen Karl Vogt und Jacob Moleschott im Marxismus und im Marxismus-Leninismus fast hundertfünfzig Jahre lang und beginnend mit Karl Marx und Friedrich Engels als "Vulgärmaterialist" und "Reiseprediger" abgetan worden. Doch sind Ausdrücke wie "Vulgärmaterialismus" Metabezeichnungen zu einem so bewerteten Gedankengebäude und es ist deshalb zu fragen, unter welchen Umständen sie als zutreffend gelten können bzw. was sie überhaupt bedeuten. Begriffe und Bezeichnungen, Aussagen und Sätze, mit denen Gedankenprodukte charakterisiert werden, sind ebenso wie solche, mit denen materielle Verhältnisse erfasst werden sollen, in ihrer Gültigkeit von der objektiven Beschaffenheit der Gegenstände, in unserem Falle also von der geistigen Leistungen oder Aktivitäten abhängig. Sie können diesen entsprechen oder auch nicht. Geistige Leistungen können wie materielle Verhältnisse mehr oder weniger wahr, mehr oder weniger falsch erfasst werden. Zu zutreffenden Gedanken und Gedankengebäuden sind falsche Reflexionen, zu inhaltlich flachen aber auch respektable Gedanken in der Reflexionsebene möglich. Das gibt Mut, sich auch mit einer Gedankenwelt zu beschäftigen, die verbreitet als vulgär abgetan wird.

Ich habe das, was Ludwig Büchner (1824 - 1899) betrifft, seit meiner Studentenzeit getan. Ich habe mich später anderen, vor allem erkenntnistheoretischen Fragen zugewandt, verlor aber das Thema "Ludwig Büchner" auch nach meiner ihm gewidmeten Dissertationsschrift nicht aus dem Blick. Die Anregung für dieses Thema verdanke ich, wie vieles andere auch, meinem Lehrer Georg Klaus. Als er 1954 ein Oberseminar veranstaltete, das solchen Naturwissenschaftlern gewidmet war, die sich mehr oder weniger als Materi-

1. Bearbeitete Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 15. November 2001 in der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Societät zu Berlin gehalten hat.

alisten bekannt hatten, mußten auch Ludwig Büchner wie Jakob Moleschott (1822 - 1893) und Karl Vogt (1817 - 1895) sein Interesse wecken. Dem streitbaren Materialisten Klaus mißfiel eine sprachliche Kombination von "vulgär" und "Materialismus". Zumindest für L. Büchner vermutete er, dass dieser Besseres geboten habe, als es diese auch ihm zgedachte Etikettierung nahelegt. In seinem zuerst 1957 erschienenen Buch "Jesuiten, Gott, Materie" kritisierte er auf der Basis der in seinem damaligen Oberseminar geführten Untersuchungen und Debatten, dass auch "in zahlreichen marxistischen Veröffentlichungen" die Auffassungen Vogts oder Büchners verkürzt dargestellt würden. "Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß vielen Autoren über die Vulgärmaterialisten nichts weiter bekannt ist, als Engels' Bemerkung über die 'vulgarisierenden Hausierer'..."¹

Nun war mit dem theoretischen Gehalt des Materialismus von Ludwig Büchner gewiß nicht sonderlich Staat zu machen. Seine öffentliche Wirkung war jedoch von Anbeginn an groß. 1855 nämlich hatte er seine Sicht von Materialismus und Atheismus in der Schrift "Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien in allgemein-verständlicher Darstellung" im Verlag von Meidinger in Frankfurt am Main zuerst veröffentlicht. Bereits die im Untertitel des Buches angeführte Bezeichnung "empirisch-naturphilosophische Studien" war eine Herausforderung. Sie richtete sich einerseits gegen ein rein spekulatives Philosophieren und andererseits gegen eine Naturforschung, die über bloße Empirie nicht hinausfinden wollte. Die zweite im Untertitel angeführte Bezeichnung "allgemein-verständliche Darstellung" hielt dem stand, was sie versprach. Das Buch erwies sich rasch als ein, wie man heute sagen würde, "Bestseller". Eine Auflage jagte die nächste, und bis zum Jahre 1904 waren es 21 geworden. Dazu kamen Übersetzungen in über ein Dutzend fremde Sprachen. Büchners Grundthese, dass es zur Erklärung des Weltgeschehens keines Gottes und namentlich keines christlichen bedürfe, war allerdings lange vor ihm immer wieder behauptet worden. Neu war, dass er diese Tradition unter Berufung auf wichtige Entdeckungen aus dem *Gesamtgebiet* der Naturwissenschaft der letzten hundert Jahre fortsetzte. Die Kant-Laplace'sche Hypothese über die Entstehung unseres Planetensystems war ihm dabei ebenso ein willkommenes Argument wie Ergebnisse der Geologie und Neurophysiologie, der Zellenlehre oder Lamarcks Ideen von der Entstehung und Veränderung der pflanzlichen und tierischen Artenvielfalt. Häufig hatte er so

1. Georg Klaus: Jesuiten, Gott, Materie. Des Jesuitenpaters Wetter Revolte wider Vernunft und Wissenschaft, Berlin 1957, S.142 f.

bekanntem materialistischen Argumenten neue hinzufügen können. Vier Jahre vor Charles Darwins bahnbrechendem Werk "Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" hatte Büchner auch bereits den Menschen in seine Sicht der Genese des Biologischen einbezogen, ein Schritt, zu dem sich Darwin erst Jahre später offen bekennen wollte.¹

Die dabei von Büchner vollbrachte philosophisch-kategoriale Arbeit war allerdings gering. Um eine irgendwie strenge Konsistenz seiner Gedanken hat er sich wenig gesorgt. Nur hin und wieder ist er der Bedeutung einiger der von ihm benutzten Termini näher nachgegangen. Eine dieser rühmlichen Ausnahmen bildet z.B. der Terminus "Fortschritt" oder der einer materialistischen Neuinterpretation der Kantischen Bezeichnung "Erkenntnis a priori". Hier gelangte er allerdings zu einem Ergebnis, das auch der spätere Marxismus-Leninismus in seinen Lehrbüchern kaum überboten hat, ja, denkt man an bestimmte Passagen in Lenins "Philosophischen Heften" sogar wiederholt hat. Büchner meinte nämlich in einem seiner letzten Bücher, in der postum erschienenen Aufsatzsammlung "Im Dienste der Wahrheit": "Durch die millionenfache Wiederholung derselben Eindrücke, welche von jedem lebenden Wesen in jedem Augenblick seines wachen Lebens empfunden werden und welche durch absolut beständige und allgemeine Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt hervorgerufen sind, muß notwendig nach und nach eine Art geistiger Gewöhnung oder Disposition des Gehirns, in bestimmter Weise thätig zu sein, erzeugt werden - eine Disposition ... , welche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und zuletzt so automatisch wird, dass sie den Anschein einer von aller Erfahrung unabhängigen Angeborenheit erweckt". Tatsächlich seien Denkformen "*nur apriorisch insoweit, als sie der Erfahrung des Einzelnen vorangehen*". Die Behauptung einer "Apriorität der Denkformen ist wahr für den einzelnen Menschen, aber unwahr für das Geschlecht!"²

Was die Kenntnis der Philosophiegeschichte betrifft, so war Büchner belesener als man vielleicht gemeinhin annimmt, jedenfalls ist er dies im Laufe seines Lebens geworden. Aufmerksam hat er die entsprechende Literatur seiner Zeit verfolgt, seine Zustimmung oder seinen Unmut nie verhehlt. Auch hier erinnert er mitunter an manche Äußerungen eines schlechten Marxismus-Leninismus, wenn er bei materialistischen Bekenntnissen ihre oft gravie-

1. Vgl. Charles Darwin: The descent of man and selection in relation to sex, 2 Bde., London 1871, Dtsch. zuerst Stuttgart 1871.
2. Ludwig Büchner: Apriorismus und Entwicklungstheorie, in ders.: Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft, Gießen 1900, S. 158-171, hier zitiert S. 161.

renden theoretischen Mängel widerspruchlos hinnimmt, aber an idealistischen keinen guten Faden gelten ließ. Unter seinen philosophischen Zeitgenossen hat er besonders Neukantianer, aber auch Eduard von Hartmann und Friedrich Nietzsche zu bekämpfen gesucht.¹ Arthur Schopenhauer fand dort seinen Beifall, wo er sich in harschem Ton gegen Hegel wandte.

Beachtenswert ist auch, dass er antisemitischen Tendenzen in der Literatur und Politik seiner Zeit mit bedenkenswerten Argumenten wiederholt entgegentrat.² Doch vermochte Büchner zwischen seinen philosophiehistorischen Kenntnissen und seinen konzeptionellen philosophischen Auffassungen selten eine Brücke zu schlagen. Ludwig Feuerbach, mit dem er zeitweise auch in persönlichem und brieflichem Kontakt stand,³ bildet hier seit seiner Schrift "Kraft und Stoff" eine der eher seltenen Ausnahmen.⁴

Auf theoretische wie methodische Mängel seines Wirkens hat sich die zeitgenössische wie spätere Kritik vor allem kapriziert. Die Gegner jedes Materialismus haben diese als Gebrechen zu deuten versucht, die dem materialistischen Denken schlechthin wesenseigen seien und verbanden dies mit der an alle Intellektuellen gerichteten Warnung, wie sie Wilhelm Windelband einmal formuliert hat, niemals "die Schweine des Materialismus zu hüten". Der Materialismus in Büchners Ideen wurde dabei gezielt und genußvoll übertrieben. Büchner und seine Freunde hätten, so ist bis heute in entsprechenden Lehrbüchern und Kompendien zur Philosophiegeschichte immer wieder zu lesen, einen "radikalen", "krassen" oder "reinen" Materialismus vertreten.⁵ Diese Behauptung dürfte allerdings schon wegen des fehlenden

1. Büchner kritisierte Eduard von Hartmann u.a. wegen seiner Zugeständnisse gegenüber dem Antisemitismus (vgl. Ludwig Büchner: Die Lösung der Judenfrage, in: Fremdes Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart, Leipzig 1890, S. 201-208). Über Friedrich Nietzsche urteilte Büchner einmal wie folgt: "Vernunft, Wahrheit und Wissenschaft werden vom Throne gestoßen, nur Irrtum, Blindheit und Lüge sollen sich als göttlich erweisen". (L. Büchner: Die Philosophie des Egoismus, in ders.: Im Dienste der Wahrheit, S. 298-305, hier zitiert S. 300).
2. Vgl. Ludwig Büchner: Die Judenfrage, in: Am Sterbelager des Jahrhunderts. Blick eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit, Gießen 1900, S. 337-346. Aus diesem Aufsatz wird ausführlich zitiert in Dieter Wittich: Ludwig Büchner, in: Otto Finger/Friedrich Herneck (Hg.): Von Liebig bis Laue, Berlin 1963, S. 165-186.
3. Vgl. hierzu Andreas Arndt/Walter Jaeschke (Hg.): Materialismus und Spiritualismus. Philosophie und Wissenschaften nach 1848, Hamburg 2000.
4. 1855 hatte sich Büchner in "Kraft und Stoff" oft auf Ludwig Feuerbach berufen, dabei keineswegs nur auf dessen Werk "Das Wesen des Christentums".
5. Vgl. hierzu Dieter Wittich: Einleitung des Herausgebers. in: Vogt, Moleschott, Büchner. Schriften zum kleinbürgerlichen Materialismus in Deutschland, Bd. 1, Berlin 1971, S. LXVI f.

Bemühens, die Gesellschaft und ihre Geschichte materialistisch zu begreifen, verfehlt sein. Vertreter des marxistischen Materialismus suchten sich, wie gesagt, von diesem recht bescheidenen Materialismus dadurch abzugrenzen, indem sie ihn als "vulgär" bezeichneten.

Unbestreitbar ist aber, dass ein auffälliger Dissens zwischen dem theoretischen Gehalt von Büchners Schriften und ihrer starken Verbreitung in der Öffentlichkeit besteht. Das ist bislang selten thematisiert und deshalb auch kaum zu erklären versucht worden. Eine Analogie zur weiten Verbreitung von Trivilliteratur damals und erst recht heute wäre zu einfach. Denn schließlich handelt es sich im Falle Büchners und seiner Gesinnungsfreunde um eine Literatur, die offen zu einem weltanschaulichen Bekenntnis zu animieren suchte bzw. ein solches herausforderte. Es ist also eine Literatur, die auf geistige Fundamente jedes Menschen aus ist.

Heute sollen uns deshalb weniger sein philosophisches Bekenntnis interessieren, sondern vielmehr die kulturpolitischen Neuerungen und Aktivitäten, die Büchner mit diesem verband. Über letztere ist in der bisherigen Literatur zu Ludwig Büchner nur wenig zu lesen gewesen, über seine tatsächlichen oder vermeintlichen philosophischen Grenzen dagegen um so mehr. Insofern verhartete in seinem Fall die Philosophiehistoriographie bei Gesichtspunkten, die schon zu seinen Lebenszeiten das Nachdenken über ihn dominiert hatten.

Ludwig Büchner ging politisch aus der revolutionären Bewegung der Jahre 1848/49 hervor. Den Beginn dieser Revolution erlebte er kurz vor Ende seines Medizinstudiums an der hessen-darmstädtischen Universität Giessen. Er schloß sich ihr begeistert und voller Tatendrang an, zumal ein enger Freund seines elf Jahre älteren Bruders Georg, nämlich August Becker, aus dem Schweizer Exil nach Giessen zurückgeeilt war. Becker war inzwischen zu einem Anhänger Wilhelm Weitlings geworden und wurde deshalb nicht nur wegen seiner Haarfarbe der "rote Becker" genannt. Friedrich Engels bezeichnete ihn einmal als "einen der klügsten schweizer Kommunisten", als einen "höchst bedeutenden Kopf, der aber an innerer Haltlosigkeit zugrunde ging wie so viele Deutsche".¹ Ähnlich äußerte sich auch später Franz Mehring über ihn, wenn er ihn einen der "gescheitesten", aber auch "verbummeltesten" unter Weitlings Anhängern nannte.² Gemeinsam mit Becker und anderen

1. Vgl. Friedrich Engels: Rascher Fortschritt des Kommunismus in Deutschland, in: MEW, Bd. 2, Berlin 1958, S. 520.
2. Vgl. Franz Mehring: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, in: F. Mehring: Gesammelte Schriften, Bd. 1, Berlin 1960, S. 78.

gab Büchner in Giessen damals die Zeitung "Das jüngste Gericht" heraus, die sich für eine einheitliche deutsche Republik und für eine gerechtere soziale Ordnung engagierte, die für Becker nur eine kommunistische sein konnte. Die Zeitung soll unter den Bauern der Giessener Umgebung sehr gefragt gewesen sein.¹ Der berühmten Losung "Friede den Hütten! Krieg den Palästen!", die fünfzehn Jahre früher Georg Büchner den gleichen oberhessischen Bauern zurufen wollte, schien endlich die Chance geboten, verwirklicht zu werden.

Diesen revolutionären Elan suchte Ludwig Büchner auch in den Reaktionsjahren, die überall in Deutschland den Ereignissen von 1848/49 folgten, den neuen Umständen gemäß zu wahren. Er griff die deutschen Reaktionsregierungen an einer ihrer empfindlichsten Stellen an, indem er Grundthesen ihrer Ideologie attackierte. Der damalige Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. etwa hatte sich wie folgt geäußert: Es sei so beharrlich und intensiv wie nur eben möglich für ein "Kreuz an Brust und Stirn" zu erziehen. Lehrinhalte, die breitere Volksschichten zu unbotsamen Denken anregen könnten, sollten strikt unterbunden werden. Der Kultusminister der restaurativen preußischen Regierung von Manteuffel, Karl Otto von Raumer, verkündete 1854 entsprechende, nach ihm benannte Regulative. Sie wurden auch in der späteren bürgerlichen Historiographie oft als extrem reaktionär gekennzeichnet. Sie untersagten nämlich bereits in den Lehrerbildungsseminaren jede systematische Darlegung eines Wissensgebietes. Systematisches Wissen könne viel leichter eigenständiges und deshalb möglicherweise auch widerborstiges Denken hervorbringen als bruchstückhaftes.² Einem solchen Anliegen trat damals Ludwig Büchner mit "Kraft und Stoff" entgegen. Er bot einen in sich geschlossenen Überblick über das naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit und verband dies mit unverhüllt formulierten materialistischen und atheistischen Thesen. Und dies alles in einer Sprache, die auch für weniger Gebildete verständlich sein mußte. Das war zweifellos mutig. Denn dass ein öffentlich vorgetragenes materialistisches Bekenntnis rigid verfolgt werden würde, gerade in den Reaktionsjahren, war Büchner sicher bewußt. Karl Vogt, mit dem zusammen er nun immer wieder genannt werden wird, hatte im Großherzogtum Hessen seine Giessener Professur für Zoologie längst verloren, natürlich

1. Vgl. hierzu Alexander Büchner: Vorwort zu Ludwig Büchner: Im Dienste der Wahrheit, S. V-XXIX sowie ders.: Das "tolle" Jahr. - Vor, während und nach. Von einem, der nicht mehr toll ist. Erinnerungen, Gießen 1900.
2. Vgl. z.B. August Schorn: Geschichte der Pädagogik, Berlin 1919, S. 344 ff.; Karl-Heinz Günther: Geschichte der Erziehung, Berlin 1957, S. 345 f. Wenn man sich heute die Curricula mancher geisteswissenschaftlichen Studiengänge anschaut, könnte man auf die Idee kommen, von Raumer sei noch immer Kultusminister!

auch deswegen, weil er einer der Reichsregenten der untergehenden Revolution von 1848/49 gewesen war. In der Schweiz hatte er eine neue politische und akademische Heimat gefunden. Auch dem Dritten im Bunde der sogenannten Vulgärmaterialisten, dem Physiologen Jakob Moleschott, war eben erst (1854) in Baden der Entzug der *venia legendi* an der Heidelberger Universität angedroht worden. Er wirkte fortan in Italien als ein wissenschaftlich geachteter Naturforscher. Das alles wußte Ludwig Büchner und folglich auch, dass er mit seinem materialistischen Buch die von ihm so geschätzte akademische Karriere an der württembergischen Universität Tübingen, wo er seit 1852 Assistenzarzt mit Dozierberechtigung für Gerichtsmedizin war, augenblicklich verlieren würde. Und so geschah es auch. Büchner blieb nun einzig die wenig geliebte Arbeit als praktischer Arzt in seiner Heimatstadt Darmstadt offen.

I. Über das Verhältnis Ludwig Büchners zur Arbeiterbewegung seiner Zeit

Warum haben Marx und Engels diesen Mut so wenig honoriert, sich einzig auf offensichtliche Schwächen von Büchners philosophischem Denken konzentriert und diese mit Hohn und Spott bedacht? Beide haben eine solche Wertung erst seit Ende der 1860er Jahre vorgetragen, wenn wir von Marxens Buch "Herr Vogt" aus dem Jahre 1860 und Engels' Rezension von 1859 anläßlich von Marxens "Zur Kritik der politischen Ökonomie" einmal absehen. Sie haben dann aber ihre Kritik so wiederholt und heftig vorgetragen, dass sowohl der Zeitpunkt als auch die Art und Weise derselben aufmerken lassen.

Ein Grund hierfür ist sicher in der Arbeiterbewegung selbst zu suchen. Nicht nur dass Büchners Schriften in dieser verbreitet waren und dort philosophisch andere Akzente setzten, als dies Marx und Engels lieb sein konnten. Büchner widersetzte sich auch bald nach der Revolution von 1848/49 dem Bemühen, eigenständige Arbeiterparteien zu bilden und erst recht der Forderung nach einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden sozialen Verhältnisse. In der Frage der Machterlangung entfernte er sich vom zweiten Teil der berühmten Losung seines Bruders Georg, dem "Krieg den Palästen!", um so mehr je älter er wurde. Freilich, die bestehenden kapitalistischen Verhältnisse hielt auch er auf Dauer nicht für haltbar. Viele der auch heute noch ins Auge springenden Widersprüche hat er wieder und wieder angeprangert. Eine gerechtere Gesellschaft, die er sozialistische nannte, schien auch ihm nicht nur begehrenswert, sondern auch unausweichlich. Aber sein Allheilmittel waren

nicht die "Diktatur des Proletariats", nicht die politische Revolution, nicht die Herrschaft einer sozialen Klasse (einer relativ ungebildeten zudem, von deren Macht er nur ein politisches und kulturelles Desaster erwartete, einer Klasse, die noch lange Zeit der Fürsorge sozial engagierter Bürger und besonders von Intellektuellen bedürfe). Der Weg zur Macht könne allein durch Einsicht, Vernunft, Überzeugung und vor allem eine weit höhere Volksbildung geebnet werden. Für eine solche friedliche Überwindung des Kapitalismus lebte und wirkte er. Auch ein staatliches Eigentum an Produktionsmitteln im Unterschied zu einem gesellschaftlichen wollte er nicht, denn das, meinte Büchner schon 1863 gegenüber Ferdinand Lassalle, würde die Eigeninitiative hemmen, die staatliche Bürokratie und Bevormundung grandios vermehren. Ja, eine solche Nationalproduktion müsse an der Schwerfälligkeit ihrer Bürokratie ersticken.¹ Das waren Einwände, über die auch ich mich in früheren Publikationen geringschätzig hinweggesetzt habe, die aber nach dem in den letzten Jahrzehnten Erlebten weit ernsthafter zu betrachten sind.

Als Lassalle 1863 den "Allgemeinen deutschen Arbeiterverein" ins Leben rief, beharrte Büchner auf der Beibehaltung der bisherigen Arbeiterbildungsvereine. Jenem in Darmstadt mit damals rund 400 Mitgliedern stand er selbst vor. Auch war er bereits Mitglied des "Central-Comités der Arbeiter des Maingaus". Doch mit den Reformern aus den Reihen des Bürgertums sollten sich die Arbeiter keinesfalls entzweien. Es kam zu einem kontroversen Briefwechsel zwischen Büchner und Lassalle, der Büchner gern auf seiner Seite gesehen hätte. Es gab einen Besuch Lassalles bei Büchner in Darmstadt, und es kam zu einem gemeinsamen Auftritt beider auf einer großen Arbeiterversammlung in Rödelheim bei Frankfurt a. M. Büchner aber beharrte auf seiner Position, selbst als "sein" Darmstädter Arbeiterbildungsverein sich deshalb von ihm trennte und gleichfalls auf Lassalles Seite übergang.²

Doch den Kontakt zur Arbeiterbewegung hat Büchner auch weiterhin gesucht. 1867 war er einer der sechs deutschen Teilnehmer am Lausanner Kongress der I. Internationalen Arbeiterassoziation, sogar einer der vier Sekretäre dieses Kongresses. Auch dort wurde Büchner ideologisch hart bedrängt, vor allem von Johann Friedrich Eccarius, einem Schneidergesellen aus Friedrichroda in Thüringen, der aber schon lange in London lebte und mit Marx

1. Vgl. Ludwig Büchner: Herr Lassalle und die Arbeiter. Bericht und Vortrag über das Lassallesche Arbeiterprogramm, o. Ortsang. 1863 sowie ders.: Meine Begegnung mit Ferdinand Lassalle. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland, Berlin 1894.
2. Ludwig Büchner: Meine Begegnung mit Ferdinand Lassalle, S. 36.

und Engels gut bekannt war. Eccarius legte für die meisten Kongressteilnehmer überzeugend dar, warum sich die internationale Arbeiterschaft für das sozialtheoretische und philosophische Konzept von Marx und gegen das von Büchner entscheiden sollte.¹ Damit war Büchner für immer aus der organisierten Arbeiterbewegung verbannt.

Zu einzelnen Repräsentanten der Arbeiterbewegung hielt Büchner aber auch später Kontakt. Das trifft insbesondere für Wilhelm Liebknecht zu, mit dem zusammen er einst in Giessen studiert hatte. Als Liebknecht 1868 Büchner gemeinsam mit August Bebel in Darmstadt besuchte, sollte sich dieses Zusammentreffen für Liebknecht persönlich als sehr wichtig erweisen. Ludwig Büchner und seine Frau Sophie arrangierten damals die Ehe Liebknechts mit seiner zweiten Frau Natalie Reh, einer Darmstädterin und engen Freundin der Büchner-Familie. Sie wurde später die Mutter von Karl Liebknecht.² Wilhelm Liebknecht war für diese Verbindung der Familie Büchner sein Leben lang dankbar. Er verhalf Büchner auch nach dessen endgültigem Bruch mit der Arbeiterbewegung zu Publikationen in der sozialdemokratischen Presse. Das jedoch änderte wenig daran, dass bei der Kritik von Marx und Engels an Büchner sicher auch politische Gründe eine Rolle gespielt haben, keineswegs nur theoretische.

II. Ludwig Büchners Beitrag zur Etablierung und Verbreitung einer neuen philosophischen Herangehensweise: des einzelwissenschaftlich orientierten Philosophierens

Mit dieser eher geringen Korrektur einer gewohnten Interpretation scheint nun alles klar zu sein, was zu Ludwig Büchners Wirken bemerkt werden kann. Doch dies würde nur dann zutreffen, wenn man bestimmte Fragen ausklammert oder sie - ähnlich der vorkantischen Manier - weiterhin einem "dogmatischen Schlummer" überläßt. Eine solche Frage ist etwa: Gehört zur Wertung einer Person der Philosophiegeschichte auch, was sie, wie bescheiden auch immer, dazu beigetragen hat, ein breiteres Publikum an einen gerade entstehenden, aber zunächst sehr umstrittenen Stil des Philosophierens zu gewöhnen, der sich mit der Zeit als höchst potent erweisen sollte? Nur wenn

1. Vgl. hierzu : I. A. Bach, L. I. Golman, W. E. Kamina (Hg.), Die erste Internationale 1864 –1870, Teil II, Moskau 1981, S. 165, 461.
2. Vgl. hierzu W. Schröder: Ich muß mich ganz hingeben. Aufbruch, Ernüchterung und Bekenntnis Natalie Liebknechts, in: Friederun Bodeit (Hg.): Ich muß mich ganz hingeben können. Frauen in Leipzig, Leipzig 1990, S. 137-156, 236 f.

man sich als Historiograph der Philosophiegeschichte so verhalten würde, als handele es sich bei Philosophie um so etwas wie *l'art pour l'art*, könnte eine solche Frage für das "eigentliche Anliegen" als belanglos erscheinen. Wenn Philosophie aber einen gesellschaftlichen Zweck erfüllt, und Marxisten behaupten das doch wohl, dann ist auch zu fragen, was einzelne ihrer Vertreter nicht nur für die philosophische community, sondern darüber hinaus auch für das öffentliche Bewußtsein geleistet haben. Oder, um dieses Anliegen zu aktualisieren: Auch die DDR-Philosophie ist nicht nur danach zu befragen, welche Inhalte sie originär hervorgebracht hat, sondern auch danach, welche Inhalte sie in der Gesellschaft und an wen weitergegeben hat. Jedenfalls scheint mir selbst ein einfältiger Vortrag über das "Verhältnis von Materie und Bewußtsein" noch stärker an so etwas wie "Weltgeist" zu erinnern, als die heutige Zuschüttung des oft gleichen Publikums mit Sex-, Crime- oder Klatschgeschichten.

Sprechen wir also darüber, ob und wie Ludwig Büchner zu einer zukunfts-trächtigen Weise des Philosophierens beigetragen hat! Es handelt sich um einen philosophischen Denkstil, den wir am früheren Leipziger Lehrstuhl für Erkenntnistheorie "EWOP" genannt haben, ein Kürzel für "einzelwissenschaftlich orientiertes Philosophieren". Damit war ein Philosophieren gemeint, das philosophische Probleme aufgreift, die sich mit und dank der einzelwissenschaftlichen Forschung auftun, also ohne Kenntnis von Spezialdisziplinen weder erkannt noch den angebotenen Lösungen nach geprüft werden können. Betrachtet man das philosophische Leben in Deutschland, dann wird deutlich, daß spätestens seit dem Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts zahlreiche philosophische Debatten nicht durch akademisch bestellte Philosophen, sondern durch philosophierende Einzelwissenschaftler aufgelöst und oft auch maßgeblich geführt wurden.

Genau in dieser Zeit begann der damalige Tübinger Gerichtsmediziner Ludwig Büchner öffentlich philosophisch zu wirken. Und es waren eben solche mit der aufblühenden Naturwissenschaft seiner Zeit eng verbundene philosophische Probleme und Debatten, die ihn dazu ermutigt und herausgefordert hatten. Ein ihm persönlich bekannter Gießener Professor war der damals junge, philosophisch und politisch höchst engagierte Zoologe Karl Vogt. Vogt hatte bereits vor der Revolution von 1848/49 sich wiederholt und oft auch überaus deftig zu philosophischen Fragen geäußert, auch unter Berufung auf seine und verwandte Wissenschaften materialistisch orientierte Antworten versucht. Am bekanntesten wurden dabei seine "Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände", die 1847 erstmals erschienen waren. Im

zwölften dieser Briefe findet sich die bekannte Analogie, die Vogt zwischen dem Verhältnis von Gehirn und Bewußtsein einerseits und dem von Leber und Galle sowie von Nieren und Urin andererseits vortrug. Sie hatte äußerst heftige Attacken gegen Vogt zur Folge, vorgetragen nicht nur von Berufssphilosophen, sondern auch von Naturwissenschaftlern, die Vogts materialistischer Lösung nicht folgen wollten.

Aufsehenerregend war namentlich die Debatte, die dazu 1854 auf der Göttinger Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte geführt wurde. Der Göttinger Physiologe Rudolph Wagner war Vogts materialistischer Position zu philosophischen Fragen der Physiologie und Zoologie mit christlich-idealistischen Bekenntnissen entgegengetreten. Vogt, der in Göttingen selbst aus politischen Gründen nicht anwesend sein konnte, antwortete ihm wenig später (1855) mit der bissigen Schrift "Köhlerglaube und Wissenschaft". Diese Debatte auf der und um die Göttinger Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte mußte auch deshalb Ludwig Büchners Interesse finden, weil er über die 1853 in Tübingen stattgefundene Versammlung u. a. in der Augsburger "Allgemeinen Zeitung" berichtet hatte.¹ Mehr als zehnmals berief sich Büchner in "Kraft und Stoff" auf Vogt und zwar fast ausnahmslos zustimmend. Lediglich der von Vogt vorgetragenen Analogie zwischen dem Denken und der Urinabsonderung begegnete er skeptisch.

Noch einer weiteren philosophisch-naturwissenschaftlichen Debatte schenkte Büchner in "Kraft und Stoff" grosses Interesse. Es war jene, die der junge Physiologe Jakob Moleschott mit dem längst berühmten Chemiker Justus Liebig führte. Auch bei ihr ging es um philosophische Fragen, die aus der naturwissenschaftlichen, hier der physiologisch-chemischen Forschung erwachsen waren. Moleschott hatte 1850 in seiner "Lehre der Nahrungsmittel" die materielle Bedingtheit des Denkens mit der These veranschaulicht, dass "ohne Phosphor kein Gedanke" zustande kommen könne. Darauf hatte Liebig mit dem Vowurf erwidert, dass die Annahme einer physiologisch-stofflichen Gebundenheit des Denkens "in der Regel von Dilettanten in der Naturwissenschaft ausgehen und auf oberflächliche Anschauungen ohne den geringsten wissenschaftlichen Grund beruhen". Der direkte Angriff auf seine Person war für Moleschott der Anlass für seine Schrift "Der Kreislauf des Lebens" gewesen, trug sie doch als Untertitel die Worte "Physiologische Antworten auf Liebigs Chemische Briefe". Moleschott, der für Liebigs naturwissenschaftliche Leistung stets große Achtung bezeugte, nannte ihn seiner idealistischen

1. Vgl. Alexander Büchner, Vorwort zu Ludwig Büchner: Im Dienste der Wahrheit, S. XV.

Anschauungen wegen einen Kompromissler, der wissenschaftsfremde Theologie mit der Naturwissenschaft "verketteten" wolle.¹

Andere philosophische Debatten dieser Art, wie sie seit dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts von Naturforschern ausgelöst worden waren, betrafen etwa die Frage, ob Sinneswahrnehmungen über die Wirklichkeit zu informieren vermögen, ob eine besondere Lebenskraft existiere oder ob es naturwissenschaftlich relevante Tatbestände gebe, die niemals erkannt werden könnten. Die erste der hier genannten Fragen war von dem angesehenen Berliner Physiologen Johannes Müller gestellt worden und zwar im Zusammenhang mit seiner Entdeckung des Gesetzes von der sogenannten spezifischen Sinnesenergie. Die beiden letzten der eben genannten Fragen gehen hingegen auf einen Schüler Müllers zurück, auf den Berliner Physiologen und langjährigen Sekretär der Preussischen Wissenschaftsakademie Emil Du Bois-Reymond. Die Annahme einer separaten Lebenskraft attackierte er ausführlich in seinem 1848 erschienenen Buch "Untersuchungen über die tierische Elektrizität", während er Jahrzehnte später in seinen Arbeiten "Über die Grenzen der Naturerkenntnis" (1872) und "Die sieben Welträtsel" (1882) absolut unerkennbare Naturzusammenhänge postulierte. "Ignorabimus" lautete deshalb ein von ihm in diesem Zusammenhang vorgetragenes Lösungswort. Du Bois-Reymonds Agnostizismus löste schließlich den Protest eines weiteren bedeutenden Naturwissenschaftlers aus, des Jenenser Biologen Ernst Haeckel. Seine 1899 zuerst publizierte Arbeit "Die Welträtsel" nahm schon dem Titel nach auf Du Bois-Reymond Bezug.

Was hier im Laufe des 19. Jahrhunderts geschah, stellte methodisch und personell einen bemerkenswerten Einschnitt in der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie dar: personell insofern, als nicht Philosophieprofessoren, sondern solche der Einzelwissenschaft und zunächst vor allem der Naturwissenschaft als Autoren philosophisch engagierter Arbeiten öffentlich auftreten; methodisch deshalb, weil hier, ausgehend von und in enger Anlehnung an eine oder mehrere Fachwissenschaften, Philosophie betrieben wird. Insofern wurde im 19. Jahrhundert ein neuer philosophischer Denkstil hervorgebracht - wir haben ihn oben als "EWOP" bezeichnet, der sich theoretisch als sehr effektiv erwies und deshalb auch bis heute fortlebt. Er wurde später repräsentiert durch Physiker wie Ernst Mach, Ludwig Boltzmann, Max Planck, Niels Bohr, Werner Heisenberg oder heute durch Hans-Peter Dürr,

1. Nähere Angaben zum hier geschilderten Wirken von K. Vogt und J. Moleschott finden sich bei Dieter Wittich, Einleitung des Herausgebers. in: Vogt, Moleschott, Büchner: Schriften zum kleinbürgerlichen Materialismus in Deutschland, Bd. 1, S. XLIII - L.

durch Biologen wie Max Hartmann oder derzeit Manfred Eigen, durch den Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn oder den Linguisten Noam Chomsky u. v. a. mehr.

Dieser Stil ist gegenüber philosophischen Grundpositionen neutral. Seiner haben sich Materialisten wie Idealisten bedient, Marxisten wie Antikommunisten oder Rassisten. Der Physiker und Nobelpreisträger Philipp Lenard etwa steht für eine höchst antihumane Verwendung dieses Stils, während beispielsweise die Vertreter der englischen Wissenschaftlerlinken der 1930er und 1940er Jahre - ich denke etwa an die Biologen und Mitglieder der Royal Society J. B. S. Haldane oder Joseph Needham, an den Atomphysiker und Nobelpreisträger Patrick Blackett - ihn für einen gänzlich gegenläufigen Zweck verwendeten.

Was sind Charakteristika dieses philosophischen Stils? Alexander von Humboldt hatte mit seinem Werk "Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", dessen erster von vier Bänden 1847 erschienen war, bereits auf eine wichtige kognitive und didaktische Besonderheit des genannten Denkstils verwiesen. Eine Grundthese seines Werkes war: Ohne Kenntnis des Einzelnen "ist alle große und allgemeine Weltanschauung ein Luftgebilde". Sein Anliegen sei die "innere Verkettung des Allgemeinen mit dem Besonderen", es gehe ihm um die "Einheit in der Vielheit".¹

Charakteristisch für diese Vorgehensweise ist auch, dass ihre Vertreter in der Regel ihre philosophischen Positionen nicht nur ausgehend von neuen einzelwissenschaftlichen Ergebnissen vortragen, sondern diesen auch untergeordnet. Das trifft auch für Vogt und Moleschott zu, die besonders für den jungen Ludwig Büchner wichtige Gewährsleute seiner eigenen Position waren. Karl Vogt beispielsweise trug ja seine provokante Analogie zwischen Gehirn und Denken einerseits, Leber und Galle, Niere und Urin andererseits in einem der Physiologie gewidmeten Buch vor. Ebenso hielt es Moleschott mit seinen philosophischen Auffassungen. Beide folgten damit dem Beispiel anderer Naturforscher ihrer Zeit. Auch Johannes Müllers Darlegungen zum Verhältnis von Sinneswahrnehmungen und Wirklichkeit beispielsweise oder Emil Du Bois-Reymonds Attacken gegen die mysteriöse Lebenskraft waren in fachwissenschaftliche Studien eingebettet worden. Ludwig Büchner bildete gegenüber diesen und anderen philosophierenden Naturforschern seiner Zeit nur insofern eine Ausnahme, als er die philosophischen Anhängsel seiner

1. Vgl. Alexander von Humboldt: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, Bd. 1, Stuttgart und Tübingen 1845, S.VI, XII, 55.

Gesinnungsfreunde in "Kraft und Stoff" zu systematisieren versuchte. Doch das tat Büchner bei seinem umfangreichen publizistischen Wirken höchst selten, am konsequentesten in seiner philosophischen Erstlingsschrift und in den vielen, oft stark überarbeiteten und erweiterten Neuauflagen derselben. Ansonsten folgte auch er der unter den Naturwissenschaftlern seiner Zeit verbreiteten Darstellungsweise beim Umgang mit philosophischen Fragen.

Der genannte Stil des Philosophierens war dem der verbreiteten akademischen Philosophie sowohl unter- als auch überlegen. Unterlegen waren die philosophierenden Einzelwissenschaftler der Tendenz nach dort, wo es um einen begründeten Gebrauch der von ihnen benutzten philosophischen Begriffe ging oder um deren geschichtliche Herkunft und historisches Schicksal. Für den Entwurf oder auch nur die Reproduktion einigermaßen solider philosophischer Gedankengebäude hatten sie selten Zeit, Lust oder Muße. Oft fehlte es ihnen auch an dem dafür erforderlichen Wissen und einer entsprechenden Übung. Der Physiker Ernst Mach hat das einmal so formuliert: Er wolle auf dem Gebiet der Philosophie kein systematischer Denker, sondern lediglich ein "Spaziergänger" sein. Dieser Mangel bot akademisch geschulten Philosophen eine willkommene Gelegenheit für Kritik. Sie betrachteten ihre einzelwissenschaftlichen Kollegen oft nur als blutige philosophische Laien, warfen ihnen Unkenntnis vor und kreideten ihnen alle möglichen Ungereimtheiten an. Dem Physikochemiker Wilhelm Ostwald, einem Nobelpreisträger, wurde vorgehalten, er habe seine philosophischen Ideen aus der "Westentasche" hervorgekramt. Auch Büchner hat solcherlei Vorwürfe mehr als genug ertragen müssen.

Doch neu erschienene Schriften der EWOP-Vertreter fanden oft eine weit breitere Resonanz als die ihrer Kollegen von den philosophischen Lehrstühlen und Einrichtungen. Welche Vorzüge besitzen sie gegenüber letzteren? Zunächst den, dass sie philosophische Thesen mit einer sachkundigen Popularisierung neuer einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse zu verbinden vermochten. Über letztere informiert zu sein, lockte schon allein in einer sich immer mehr technisierenden Welt viel Publikum an. Und was die damit einhergehende philosophische Problematik betraf, so konnten die philosophierenden Einzelwissenschaftler weit rascher als Berufsphilosophen zumindest auf sie aufmerksam machen. Entsprechend findet man bei den EWOP-Leuten auch gegenüber der akademischen Philosophie immer wieder den Vorwurf, sie sei unmodern, weltfremd, versponnen und kenne die moderne Wissenschaft viel zu wenig. Mit solchen Anklagen sparte auch Büchner nicht. Doch erfolgreicher sind die EWOP-Vertreter wohl nur für den ge-

schichtlichen Augenblick, auf die Dauer meist nicht. Mit dem Veralten ihrer in philosophischer Garnierung dargebotenen einzelwissenschaftlichen Kenntnisse werden sie für ein breiteres Publikum rasch uninteressant. Dieses Schicksal mußte auch Ludwig Büchner teilen, nachdem um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert Physik, Astronomie oder Biologie revolutionäre Umbrüche erlebten.

Dennoch konnte auf den geschilderten Stil von Philosophieren mit der wachsenden praktischen Bedeutung besonders der Naturwissenschaften, mit den sich damit für die Menschheit auftuenden Möglichkeiten und Gefahren, zunehmend weniger verzichtet werden. Heute wird er als ein legitimer Teil des philosophischen Denkens akzeptiert und kaum noch als ein bloßes Laien-Unternehmen verlacht. Die akademische Philosophie auf sich allein gestellt könnte nicht in der gebotenen Zeit, in dem gebotenen Umfang und hinreichend sachkundig philosophische Problemsituationen, so weit sie aus der einzelwissenschaftlichen Entwicklung hervorgehen, erkennen und anzeigen. Aber umgekehrt macht der beschriebene Philosophietyp die herkömmliche akademische Philosophie nicht überflüssig. Das ist sie jedenfalls dann nicht, wenn sie auf die für ihre Zeit elementaren Herausforderungen an die Menschheit mit begründeten theoretischen Konzepten zu antworten sucht, an entsprechenden begrifflichen und sprachlichen Instrumentarien arbeitet und eine für Probleme der Gegenwart wache Philosophie-Historiographie betreibt. Kurz, die akademische Philosophie wird dann nicht überflüssig, wenn sie das tut, was der EWOP-Typ weder leisten kann noch will.

Letzteres hat Büchner nicht gesehen. Er ließ einzig die materialistisch-atheistische Tradition in der Philosophiegeschichte gelten, und auch sie nur, soweit er diese Tradition als etwas verstand, das sich aus der naturwissenschaftlichen Bewegung gleichermaßen von selbst ergeben habe bzw., wie er vornehmlich in seinen früheren Publikationen andeutete oder formulierte, deren "Verallgemeinerung" sei. Die Formel von der Philosophie als "Verallgemeinerung" einzelwissenschaftlicher Ergebnisse ignoriert indes, wenigstens soweit sie wörtlich verstanden wird, den spezifischen Zweck von Philosophie, erklärt sie zu einem bloßen Epiphänomen der aus deutlich anderen praktischen Zwecken erwachsenen Naturwissenschaft. Damit konnten Büchner und andere Materialisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu direkten Wegbereitern des Neopositivismus Wiener Prägung werden. Die Autoren der 1929 publizierte Programmschrift "Wissenschaftliche Weltanschauung. Der Wiener Kreis", es waren Otto Neurath, Rudolf Carnap und Hans Hahn, haben dies ausdrücklich anerkannt, wenn sie bemerkten, dass in "früherer Zeit... der

Materialismus der Ausdruck für diese (ihre - D.W.) Auffassung (war); inzwischen aber hat der moderne Empirismus sich aus manchen unzulänglichen Formen herausentwickelt und in der *wissenschaftlichen Weltauffassung* eine haltbare Gestalt gewonnen".¹ Aber nicht nur im Wiener Kreis, auch im Marxismus-Leninismus wurde mit verschiedenen dort gepflegten Vorgehensweisen, wenn auch unbeabsichtigt, ebenfalls die eben monierte Seite des Verständnisses Büchners, wie sich angeblich Philosophie und Naturwissenschaft zueinander verhalten, wiederholt.

Insgesamt gesehen hat jedoch Büchner zu dem eben behandelten philosophischen Stil anders beigetragen als etwa die Physiologen Johannes Müller oder Emil Du Bois-Reymond, die Physiker Hermann Helmholtz oder Ernst Mach, der Biologe Ernst Haeckel u.a. Alle genannten Naturwissenschaftler waren auf ihrem Gebiet Forscher. Büchner war es nicht. Das setzte ihn in den Augen seiner forschenden Gesinnungsfreunde zurück, zwang ihn selbst in die Rolle eines Mannes, der meinte, bei den Großen seines Faches ständig um Akzeptanz werben zu müssen. Das offenbart auch sein kürzlich publizierter

-
1. Otto Neurath, Rudolf Carnap, Hans Hahn: *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis*, in: Otto Neurath: *Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus*. Hg. Von Rainer Hegeselmann, Frankfurt a. M. 1979, S. 100. Auch die später von Neurath gewählte Bezeichnung "Einheitswissenschaft" geht vielleicht auf Büchner zurück, der bereits in den 1870er Jahren seinen Materialismus als "Einheits-Philosophie" zu benennen pflegte. Schon der Titel seines folgenden Buches macht das deutlich - Ludwig Büchner: *Die Darwinsche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebe-Welt. Ihre Anwendung auf den Menschen, ihr Verhältniß zur Lehre vom Fortschritt und ihr Zusammenhang mit der materialistischen oder Einheits-Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart*, Leipzig 1876 (4. Aufl.). Vgl. auch S. 346. Wie sehr Ludwig Büchner in seinem Verständnis von Philosophie dem von Otto Neurath inhaltlich verwandt war, belegen folgende Zitate: "Vielleicht wird sich die 'Philosophie der Zukunft' keine andere Aufgabe mehr stellen, als diejenige, die durch die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften jedesmal gewonnenen allgemeinen Erkenntnisse zu verzeichnen und dieselben unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzufassen oder allgemeine, das philosophische Interesse berührende Grundsätze aus ihnen abzuleiten" (Louis Büchner: *Erde und Ewigkeit /1857/*, in: Ludwig Büchner: *Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen*, Leipzig 1862, S. 89). Und: Philosophie müsse ihre Rolle "als Vermittlerin und Aufzeichnerin der allgemeinen Resultate, welche zugleich untereinander in Verbindung zu bringen und wiederum zur rückwärtigen Beleuchtung der Wissenschaften zu verwenden, beibehalten. In einer solchen Stellung würde die Philosophie Dienerin und Herrscherin zu gleicher Zeit sein. Dienerin, indem sie sich den übrigen Wissenschaften in Bezug auf das Material unterwirft und sie untereinander zu verbinden strebt. Herrscherin, indem sie das Gelieferte zu einem gemeinschaftlichen Bau des Geistes zusammenträgt und von diesem auf die einzelnen Fächer zurückwirkt" (Louis Büchner: *Zur Philosophie der Gegenwart /1860/*, in: Ludwig Büchner: *Aus Natur und Wissenschaft*, S. 235 f.)

Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Jakob Moleschott.¹ Nein, Ludwig Büchner war "lediglich" ein Popularisator dieses Denkstils. Doch dieser Aufgabe hat er sich mit viel Bravour gewidmet. Und seine Arbeiten haben so auf ihre Weise dazu beigetragen, daß diese neue philosophische Denkweise weit- hin bekannt und anerkannt werden konnte.

Bei seiner Popularisierung der Naturwissenschaft seiner Zeit blieb Ludwig Büchner auch vor groben Fehltrteilen nicht bewahrt. Er war beispielsweise ein Vorläufer des Lysenkoismus, des wissenschaftspolitisch wie philosophisch wohl verhängnisvollsten Fehltrteils in der Zeit Stalins. Büchner trat mit Vehemenz für die These von der Vererbung erworbener Eigenschaften ein. Sie sei für ihn, wie er Ernst Haeckel in einem Brief mitteilte, "nicht eine Theorie, *sondern eine constatirte Thatsache*".² Die Position August Weismanns lehnte er folglich entschieden ab.

III. Büchner als Praktiker und Theoretiker der Popularisierung wissenschaftlicher Kenntnisse

Büchner hat diesen Stil zuerst und dank seiner Fähigkeiten als philosophisch engagierter naturwissenschaftlicher Popularisator breiteren Volkskreisen vertraut gemacht, ihn selbst seinen weniger gebildeten Mitbürgern als einen Denkstil vorgeführt, mit dem auch Fragen zu ihrer individuellen Lebensqualität und zu ihrer persönlichen Weltsicht anders als gewohnt gestellt und beantwortet werden konnten. Der Einfluß, den Büchner damit auf seine Leser ausübte, spiegelt sich u.a. in den Autobiographien von Zeitgenossen wider. So berichtet Gerhart Hauptmann in "Die Abenteuer meiner Jugend" über seinen Bruder Carl, der in Jena Naturwissenschaft studierte: "... derselbe Carl, der einst wutschnaubend aufgestampft hatte und dabei geschworen hatte: Jesus Christus ist Gottes Sohn!, wurde jetzt nicht müde, Stellen aus Ludwig

1. Vgl. Christoph Kockerbeck (Hg.): Carl Vogt, Jacob Moleschott, Ludwig Büchner, Ernst Haeckel, Briefwechsel, Marburg 1999. Publikationen dieser Art empfinde ich übrigens auch als eine späte, aber berechtigte Ohrfeige für die DDR-Philosophie, deren Vertreter an Archivarbeit in der Regel wenig gewöhnt waren und Archive selbst dann ignorierten, wenn sie sich wie bei dem angeführten Briefwechsel, auf dem Gebiet der DDR befanden, in diesem Fall im gut geführten Ernst-Haeckel-Haus in Jena. Ich selbst habe diesen methodischen Mangel, für den es weder politische noch ideologische Ursachen gab, mitzuverantworten.
2. Vgl. Die Briefe L. Büchners an E. Haeckel vom 17.4.1894, 28.11.1895, 14.12.1895 und 18.2.1896; hier zitiert aus seinem Brief vom 14.12.1895, in: Christoph Kockerbeck (Hg.), a.a.O., S. 153 ff. Vgl. auch Ludwig Büchner: Können während des Lebens erworbene Eigenschaften vererbt werden? (1896). in ders., Im Dienste der Wahrheit, S. 234-245 sowie ders.: Neu-Lamarckismus (1897), in: ebenda, S. 334-351.

Büchners 'Kraft und Stoff' und aus Schriften anderer Materialisten und Atheisten vorzutragen".¹ Albert Einstein las "Kraft und Stoff" bereits als Gymnasiast. Gegen Ende seines Lebens schreibt er über diese Lektüre: "Durch Lesen populärwissenschaftlicher Bücher kam ich bald zu der Überzeugung, daß vieles in den Erzählungen der Bibel nicht wahr sein konnte. Die Folge war eine geradezu fanatische Freigeisterei, verbunden mit dem Eindruck, dass die Jugend vom Staat mit Vorbedacht belogen wird; es war ein niederschmetternder Eindruck. Das Mißtrauen gegen jede Art Autorität erwuchs aus diesem Erlebnis, eine skeptische Einstellung gegen die Überzeugungen, welche in der jeweiligen sozialen Umwelt lebendig waren - eine Einstellung, die mich nicht wieder verlassen hat, wenn sie auch später durch bessere Einsicht in die kausalen Zusammenhänge ihre ursprüngliche Schärfe verloren hat."² Der 1848 geborene Philosoph Johannes Volkelt berichtet aus seiner Gymnasialzeit in Österreich: Es "vollzog sich in mir ein völliger Umsturz: ich wurde gänzlich glaubenlos. *Büchners* 'Kraft und Stoff' war mit 18 Jahren mein Evangelium."³

Büchner war, was seine Tätigkeit als Popularisator betrifft, allerdings nicht nur ein Mann, der auf vielen Veranstaltungen und in zahlreichen Schriften zu philosophisch-naturwissenschaftlichen Themen und zunehmend auch zu solchen einer gesunden Lebensführung sprach, wie etwa zur Luftverschmutzung oder zur Berufs-Sterblichkeit. Er war auch, was wenig bekannt ist, jemand, der das Popularisieren von Wissenschaft selbst zu einem theoretischen Gegenstand werden ließ. Das war in seiner Zeit selten genug, denn seit Gotthold Ephraim Lessings Abhandlung "Ernst und Falk" aus dem Jahre 1778 hatten in Deutschland nicht allzu viele Menschen über das Popularisieren theoretischer oder ähnlicher Texte nachgedacht oder gar, wie schon Lessing, hierfür die Anfänge einer Terminologie zu entwickeln versucht. Büchner hat sich auf diesem Gebiet sogar kreativer als auf manchem anderen bewegt. In seinen theoretischen Reflexionen zur Populärwissenschaft ging es ihm um die Eigenständigkeit und Spezifik dieses Genres. Er setzte sich mit einer Reihe von Fehl- und Vorurteilen zur Populärwissenschaft auseinander und analysierte einige ihrer Verfahren.

1. Gerhart Hauptmann: Die Abenteuer meiner Jugend. In ders. Ausgewählte Prosa, Bd. 3, Berlin 1956, S. 304.
2. Albert Einstein: Autobiographisches, in: Albert Einstein als Philosoph und Naturforscher. Hg. von P. A. Schilpp, Stuttgart 1955, S. 1 f.
3. Johannes Volkelt: Mein philosophischer Entwicklungsgang, in: Philosophie in Selbstdarstellungen. Hg. von Raymund Schmidt, Leipzig 1923 (2. Aufl.), S. 215.

So attackierte er den Vorwurf, daß Populärwissenschaft nur "Halbbildung" zu erzielen vermöge, mit dem Hinweis, dass jede Bildung heute nur bruchstückhaft sein könne. "Ich glaube", schrieb er als Sechzigjähriger, "daß es berühmte Gelehrte gibt, welche in ihrem Fach unübertroffen dastehen, aber *außerhalb* desselben als halbe 'Idioten' bezeichnet zu werden verdienen". Ebenso polemisierte er dagegen, dass die Tätigkeit des Popularisierens keine besonderen Fähigkeiten verlange und von jedem Wissenschaftler ohne sonderliche Mühe und Fähigkeiten ausgeübt werden könne. Eben weil die Erarbeitung neuer Erkenntnisse einerseits und ihre Popularisierung andererseits jeweils spezifische Fähigkeiten verlangen, ist es für Büchner auch nicht überraschend, wenn häufig selbst "die gelehrtesten Männer" als Popularisatoren versagen. Denn "hier muß der Vortragende ganz auf den Standpunkt des minimalsten Verständnis... herabsteigen, wenn er verstanden werden will, ohne dass er doch andererseits den wissenschaftlichen Anforderungen oder dem wissenschaftlichen Ernst das Geringste vergeben darf - eine Aufgabe, deren glückliche Lösung freilich den berühmtesten Gelehrten... oft am wenigsten gelingt".¹ Von den Formen der mündlichen Belehrung hat er besonders den Einstunden-Vortrag und den Vorlesungs-Zyklus reflektiert.

Zum Einstunden-Vortrag führte er aus: Der Zuhörer müsse, "wenn er den Saal verläßt, als ein anderer Mensch herauskommen, als er hineingegangen ist. Er muß erstens eine gewisse, wenn vielleicht auch noch so geringe Summe von ihm vorher unbekanntem Kenntnissen mit hinwegnehmen; er muß zweitens zum eignen Nachdenken über Dinge und Fragen angeregt worden sein, die ihm vorher mehr oder weniger fernlagen oder gar unbekannt waren; er muß weiter auf irgend eine Weise in seiner allgemeinen Welt- oder Lebensanschauung oder in dem, was man allgemeine Bildung nennt, gefördert oder vorangebracht worden sein; es muß endlich der Wunsch in ihm rege geworden sein, von dem behandelten Gegenstand mehr zu wissen ... als der Vortrag ihn geben konnte, d.h. der letztere muß ihn zum Selbststudium angeregt haben".²

Als philosophisch wie politisch engagierter Popularisator neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse kann Ludwig Büchner, was die DDR betrifft, als

1. Ludwig Büchner: Über Bildung, Halbbildung und öffentliche Vorträge, in ders.: Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken, Abhandlungen und Entgegnungen, Bd. 2, Leipzig 1884, S. 100-110; hier zitiert S. 103. Vgl. auch Ludwig Büchner: Ganz- oder Halbbildung?, in ders.: Kaleidoskop. Skizzen und Aufsätze aus Natur und Menschenleben, Gießen 1901, S. 118-124.
2. Ludwig Büchner: Über Bildung, Halbbildung und öffentliche Vorträge, in ders.: Aus Natur und Wissenschaft, S. 105-107.

ein Vorläufer von Georg Klaus und Walter Hollitscher angesehen werden. Beide in der DDR wirkenden Wissenschaftler haben zudem wie Büchner auch die Tätigkeit des Popularisierens theoretisch stark beachtet.

Popularisator war Büchner streng genommen allerdings nur in Hinsicht auf die Naturwissenschaft. Für das Gebiet der Philosophie trifft das weit weniger oder gar nicht zu. Um das zu verdeutlichen möchte ich Büchners Hauptschrift "Kraft und Stoff" mit einer anderen um größere Verständlichkeit bemühten Arbeit vergleichen. Ich wähle als Vergleichsgegenstand, so ungewöhnlich das auch sein mag, Immanuel Kants "Prolegomena zu jeder zukünftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können". Auch bei dieser Arbeit aus dem Jahre 1783 ging es ja ihrem Autor um größere Verständlichkeit, wobei Kant allerdings nicht an so breite Volkskreise dachte wie später Büchner. Ihm war es wohl eher darum gegangen, die damals kleine Zunft der Philosophen mit ihnen bislang wenig vertrauten Überlegungen bekannt zu machen. Dennoch, auch Kant ging es um eine grössere Verständlichkeit seiner Gedanken, nannte er doch seine "Prolegomena" eine "Vorübung" zu seiner zwei Jahre früher publizierten "Kritik der reinen Vernunft". Den Ausdruck "Vorübung" hat dabei Kant vielleicht der bereits erwähnten Abhandlung von Lessing entnommen.

Zwei gravierende Unterschiede zwischen den "Prolegomena" und "Kraft und Stoff" drängen sich sofort auf: Erstens, hinter den "Prolegomena" von 1783 stand die "Kritik der reinen Vernunft", die, wie bemerkt, zuerst 1781 erschienen war. Die "Prolegomena" wollten, wie Kant betonte, einen "allgemeinen Abriß" seines Hauptwerkes, dessen "Plan nach vollendetem Werke" mitteilen.¹ Hier wurde auf hohem Niveau - nicht für "Lehrlinge", sondern für "künftige Lehrer" habe er die "Prolegomena" verfaßt -² eine Popularisierung seines philosophischen Hauptwerkes angestrebt. Hinter Büchners "Kraft und Stoff" stand kein wie immer geartetes Basiswerk, weder ein eigenes noch eines aus fremder Feder. Die verständlich gehaltene Schrift "Kraft und Stoff" sei sein "Hauptwerk", meinte Büchner noch 1887.³

"Kraft und Stoff" ist insofern keine Popularisierung philosophischer Gedanken, vielmehr beinhaltet diese Schrift so etwas wie Philosophie als Folklore. Dabei gibt es selbstverständlich auch zwischen den Produzenten "philo-

1. Vgl. Immanuel Kant: Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten müssen. Hg. von Karl Vorländer, Leipzig 1913 (5. Aufl.), S. 11.

2. Ebenda, S. 1.

3. Vgl. Ludwig Büchner: Über religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung, Leipzig 1887, Vorwort.

sophischer Folklore" grosse Unterschiede (während Büchner immerhin philosophische "Volkslieder" mit dem Niveau etwa eines "Ännchen von Tharau" vortrug, begnügten sich andere mit solchen der Art "Im Wald da sind die Räuber, halli, hallo die Räuber, sie verführ'n ein Mägdelein"; ich denke dabei etwa an einen philosophierenden Zeitgenossen Büchners wie den österreichischen "Bauernphilosophen" Konrad Deubler, 1814 - 1884). Popularisator im strengen Sinne war Büchner nur im Hinblick auf die von ihm vorgetragene naturwissenschaftlichen Erkenntnisse. Hier konnte er sich schon bei der Ausarbeitung von "Kraft und Stoff" auf ein solides medizinisches, allgemein-biologisches und physiologisches Wissen stützen. Schließlich war er ja damals in Tübingen Assistenzarzt der Gerichtsmedizin.

Der zweite Unterschied besteht darin, dass Büchner über keine durchdachte philosophische Theorie verfügte, die er popularisieren hätte können, und deshalb müssen seine Schriften oft die Problematik übersehen, die sich hinter den von ihm selbst verkündeten philosophischen Thesen verbergen. So fußt sein Materialismus auf einem unbegrenzten Geltungsanspruch von damals anerkannten Naturgesetzen. Aber dass die stets historisch begrenzte menschliche Erfahrung für diesen Anspruch ein Problem darstellt, ist ihm gar nicht bewußt. "All what I want - is facts", erklärt er unbekümmert (und im Anschluß an Charles Dickens) als ein Motto von "Kraft und Stoff". Die Begrifflichkeit, die Kant entwarf, um eine Gesetzesbehauptung wie etwa die Newtons zum Wirken der Gravitation gelten lassen zu können (ich denke an Kantische Begriffe wie "Ding an sich", "reine Verstandesbegriffe", "reine Vernunftbegriffe", "Anschauung a priori"), bedeutete Büchner für sein eigenes Denken nichts. Doch ist Büchner nicht genau das Fehlen dieser Kantischen Begriffe anzulasten, es sei denn, man wäre der Meinung, nach Kant könnte man als Philosoph nur noch Kantianer sein. Bekanntlich war ein solcher Glaube zu Büchners Zeiten in Deutschland verbreitet, auch wenn Otto Liebmanns "Kant und die Epigonen" mit dem nach jedem Kapitel wiederholten Dictum "Also muß auf Kant zurückgegangen werden!" erst zehn Jahre nach Büchners "Kraft und Stoff" erschienen und von dem Erfolg dieser Schrift keineswegs unbeeindruckt geblieben war. An Büchner zu kritisieren ist, dass er sich auch Jahrzehnte nach Kant jeder *homologen* Begrifflichkeit verschließt, die zur Bearbeitung der von Kant gesehenen Probleme geeignet gewesen wäre.

Homologe Begriffe sind dabei Begriffe, die in unterschiedlichen, auch gegensätzlichen theoretischen Gebäuden gleiche System-Funktionen ausüben. Homologe Begriffe sind beispielsweise alle Begriffe, die so etwas wie den

Urgrund alles Seienden zu erfassen versuchen. Als solche können die Begriffe "Gott", "Weltgeist", "Stoff", "menschliches Bewußtsein", "Materie", "Sein" usw. fungieren. In einem aktuellen theoretischen Streit werden homologe Begriffe zugleich auch zu konkurrierenden, um einen Ausdruck von Thomas S. Kuhn zu gebrauchen.

Folgendes ist nun naheliegend: Ein Gedankengebäude A ist seinen Denkmöglichkeiten nach potenter als ein mit ihm konkurrierendes Gedankengebäude B, wenn A Begriffe aufweist, zu denen B keine homologen besitzt, aber alle Begriffe von B homologe in A finden. Dies läßt verständlich werden, dass Büchner mit seiner Art des Philosophierens zwar einem ständig wachsenden Informationsbedarf über naturwissenschaftliche Bewegungen seiner Zeit zu genügen verstand, viel weniger aber philosophisch zum Weiterdenken anregen konnte. Die mit seiner Gestalt des Materialismus konkurrierenden philosophischen Systeme waren in der Regel begrifflich bedeutend komfortabler ausgestattet und vermochten deshalb Fragen aufzuwerfen, auf die Büchner mit seinem begrifflich spärlichen Gehäuse gar nicht hätte kommen können.

Natürlich war er dann mit den gebotenen Antworten auf solche für ihn unerreichtbaren Fragen oft nicht einverstanden. Aber das ist eine ganz andere Frage.

IV. Weitere Aspekte von Ludwig Büchners Bemühen, eine Gegenkultur zu initiieren und zu organisieren

Gestatten Sie mir, noch auf einige weitere Gesichtspunkte zu dem Thema "Ludwig Büchner als Initiator und Organisator von Gegenkultur" hinzuweisen. Häufig wird der öffentliche Einfluß Büchners auf die weite Verbreitung seiner Bücher und auf seine ausgedehnte Vortragstätigkeit reduziert. Doch ein solches Bild wäre recht einseitig. Es übersieht, dass Büchner darüber hinaus mehrere kulturpolitische Bewegungen und Institutionen auf den Weg gebracht, sie intitiert oder selbst geleitet hat. Er war maßgeblich daran beteiligt, eine Gegenkultur zum Deutschland des religiösen Pathos, der obrigkeitstgläubigen oder -hörigen Schulen und Universitäten, der deutschtümelnden Gesangsvereine, der chauvinistischen Kriegervereine, der Frömmelei und der nationalen Überhebung zu wecken. Wenn er auch jegliche materielle Gewalt auf das heftigste ablehnte, zur praktischen Aktion wußte er seine philosophischen und politischen Überzeugungen allemal zu führen, und das nicht nur in Deutschland. So nutzte Büchner die internationale Verbreitung seiner Bü-

chner sowie seine Vortragsreisen ins Ausland auch dafür, Kontakte zu internationalen Kreisen des Freidenkertums zu knüpfen. Als er im Winter 1872/73 auf Einladung deutsch-amerikanischer Turnergemeinden in den USA weilte, hielt er dort nicht nur in 32 verschiedenen Städten über einhundert Vorträge, sondern wurde auch zum ständigen Korrespondenten des deutschsprachigen Journals "Der Freidenker". Es erschien in Milwaukee, das damals vorwiegend von Deutschen bewohnt war.¹ Im Juli 1886 - der für die Besiegten schmerzhafteste Friedensvertrag, der dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 folgte, war allen Franzosen noch gegenwärtig - hielt er neben dem französischen Freidenker A. Lefevre eine Festansprache zur Einweihung des Diderot-Denkmal in Paris auf dem Boulevard St.Germain in Paris. Seinen über zehntausend Zuhörern versprach Büchner damals: Wenn in Deutschland die kirchlich-politischen Fesseln abgestreift sein werden, dann "werden wir Freidenker die Ersten sein, welche Ihnen (den Franzosen - D. W.) die Hand reichen zur endlichen Begründung jenes großen Freundschafts- und Verbrüderungsbundes aller freien und gebildeten Völker".² Dieser Rede wegen wurde er von deutschen wie französischen Nationalisten beschimpft und sogar der Spionage verdächtigt. Auch zu den Freidenkern weiterer Länder suchte er die Verbindung, berichtete über sie in Deutschland, machte auf deren Zeitschriften aufmerksam usw.³

Büchner trug also auf verschiedene Weise dazu bei, dass 1880 in Brüssel die "Fédération Internationale de la Libre Pensée", der "Internationale Freidenkerbund" bzw., wie er auch genannt wurde, die "Brüsseler Freidenker-Internationale" gegründet werden konnte. Büchner nahm in dieser internationalen Vereinigung eine geachtete Position ein. Er beteiligte sich an mehreren ihrer Kongresse, so auch an jenem von 1881 in London. Dieses Ereignis nutzte er auch dafür, den von ihm so verehrten Charles Darwin auf seinem Landsitz nahe London zu besuchen. Dabei wurde er, wie er schrieb, von einem "Londoner Freund" begleitet. Es handelte sich um Edward Aveling, den Lebensgefährten von Marxens Tochter Eleonore.⁴

1. Vgl. hierzu: Alexander Büchner: Vowort zu Ludwig Büchner: Im Dienste der Wahrheit, S. XXIV.
2. Ludwig Büchner: Diderot und die Einweihung des Diderot-Denkmal in Paris, in Ludwig Büchner: Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart, Leipzig 1890, S. 300-313; hier zitiert S. 313. Vgl. auch Ludwig Büchner: Diderot und sein Denkmal, in ders.: Kaleidoskop, S. 110-117.
3. Vgl. z.B. Ludwig Büchner: Moleschott, in ders.: Im Dienste der Wahrheit, S. 36-157.
4. Vgl. Ludwig Büchner: Ein Besuch bei Darwin; in ders.: Fremdes und Eigenes, S. 381-397.

1881 auch hatte Büchner zusammen mit den Gothaer Publizisten Karl August Specht (1848 - 1909) und anderen Gesinnungsfreunden in Frankfurt a. M. den "Deutschen Freidenkerbund" gegründet.¹ Gemeinsam mit Specht hatte Büchner dann als gedruckten Brief den "Entwurf der Satzungen eines deutschen Freidenker-Bundes" verfaßt. In diesem Brief hieß es: Dem Bund hätten bereits bei seiner Gründung "gegen 2000 Personen aus allen Schichten der Gesellschaft ihren Beitritt angezeigt oder in Aussicht gestellt". Dem Bund gehe es darum, "die zerstreuten und darum mehr oder minder ohnmächtigen Kräfte der deutschen Freidenker und des deutschen Freidenkerthums in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu sammeln, zu organisieren und durch Vereinigung sowie durch gegenseitige Verständigung aller Derer, welche sich selbst und die Menschheit von religiösen und unwissenschaftlichen Irrthümern und Vorurteilen zu befreien und die volle Freiheit des Gewissens herzustellen wünschen, stark zu machen".²

Auch einzelne Lokalvereine des "Deutschen Freidenker-Bundes" entstanden unter direkter Mitwirkung Büchners. So hatte er schon im Gründungsjahr des Bundes zusammen mit dem Naturwissenschaftler und 1848er Revolutionär Albert Dulk (1819-1884) eine Ortsgruppe in Stuttgart ins Leben gerufen,³ 1895 dann noch eine solche in Frankfurt a. M.⁴ Die Zahl der Anhänger des "Deutschen Freidenker-Bundes" sei jedoch, mußte Büchner fünf Jahre nach seiner Gründung 1886 eingestehen, "freilich nicht groß, wenigstens Derjenigen nicht, welche es wagen, ihrer Überzeugung offen Ausdruck zu geben; aber diese Zahl wird sich ins Enorme vergrößern, sobald jener politische und kirchliche Druck hinweggenommen sein wird, der leider immer noch auf so vielen Geistern und Gemütern lastet".⁵ Doch bahnte der von Büchner gegründete Bund freigeistigen Verbänden von vielleicht größerem Einfluß den

1. Vgl. hierzu: Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 7 (19.Aufl.), Mannheim 1988, S. 621. Dagegen meint Ludwig Büchner (Erinnerungen eines Zweiundsiebzigjährigen an Frankfurter Vergangenheit, in ders.: Kaleidoskop, S. 183), zu seinen Erinnerungen an Frankfurt zähle "auch die im Jahre 1880 (! - D.W.) in Frankfurt im Verein mit zahlreichen Gesinnungsgenossen bewerkstelligte Gründung des heute noch bestehenden 'Deutschen Freidenkerverbandes', dessen dritte Hauptversammlung nochmals im April 1882 in Frankfurt abgehalten wurde".
2. Zit. nach Ch. Kockerbeck, a.a.O., S. 40 f.
3. Vgl. hierzu H.Keller: Albert Dulk (1819-1884). in: Die freigeistige Aktion Hannover, Heft 4 (April) 1961, S. 39 f.
4. Vgl. Ludwig Büchner: Erinnerungen eines Zweiundsiebzigjährigen, in ders.: Kaleidoskop, S. 183.
5. Ludwig Büchner: Diderot und die Einweihung des Diderot-Denkmal in Paris, in ders.: Fremdes und Eigenes, S. 313.

Weg. Das trifft vor allem auf den u.a. von dem Zoologen Ernst Haeckel 1906 gegründeten "Deutschen Monistenbund" zu.¹ Diese Gründung hat Büchner nicht mehr erleben können, doch war er noch Mitglied der 1892 in Berlin entstandenen elitären "Gesellschaft für ethische Kultur".²

Ludwig Büchner hat sein Mühen um die Freidenker-Bewegung stets auch als ein politisches, wenn auch nicht als ein parteipolitisches verstanden. Das zeigt u.a. seine Forderung nach einer völligen Neugestaltung des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen: "Die Religion soll in den öffentlichen Schulen nur in der Form der *Religionsgeschichte* und von Darlegung der verschiedenen religiösen Systeme und Glaubensansichten in ganz objektiver Weise gelehrt werden, ohne dem einen oder anderen System den Vorzug zu geben ...". Freilich verband er das auch mit der Hoffnung: "An Hand einer solchen Kenntnis oder Erkenntnis müssen und werden die religiösen Dogmen oder Glaubenssätze ... allmählich und ganz von selbst verschwinden ...".³

Für eine akademische Gegenkultur setzte sich Büchner vor allem im Rahmen des bis heute bestehenden "Freien Deutschen Hochstifts" in Frankfurt a. M. ein, dem er von Anfang an angehörte. Dieses Stift war 1859 (anlässlich des 100. Geburtstages von F. Schiller) von dem Mineralogen und Geologen Georg Heinrich Otto Volger (genannt Senckenberg, 1822 - 1897) gegründet worden, der gleichfalls aktiv an der Revolution von 1848/49 beteiligt war. Diese "bürgerlich-liberale Bildungsstätte" existierte zumindest ursprünglich *ohne* staatliche Unterstützung und Aufsicht, lebte allein von den Beiträgen oder Spenden ihrer bald über 1000 Mitglieder. Sie ist insofern durchaus auch unserer Societät vergleichbar. Das "Stift" hat seinen Hauptsitz im Geburtshaus Goethes, das von ihm 1863 erworben und seitdem bewahrt wurde.

1. Daneben entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine proletarische, marxistisch orientierte Freidenker-Bewegung. Sie nahm ihren Beginn mit dem 1905 gegründeten "Verein der Freidenker für Feuerbestattung" und im 1908 entstandenen "Zentralverband der proletarischen Freidenker in Deutschland". Er wurde später in "Deutscher Freidenker-Verband" umbenannt. 1933 verboten, wurde er 1951 in der BRD neu gegründet (vgl. Brockhaus Enzyklopädie, a.a.O.). Auch außerhalb des sozialdemokratischen Einflusßbereichs hat der "Deutsche Freidenker-Bund" keineswegs alle freidenkerischen Aktivitäten in Deutschland bündeln können. So existierte in Berlin ein Freidenker-Verein "Lessing". Von diesem wurde zu Beginn der 1880er Jahre als Preisaufgabe gestellt, wie Moral auf "natürlicher Erkenntniß" begründet werden könne. Diesen Wettstreit gewann Georg von Gizycki, der erste Ehemann von Lilly Braun. Gutachter war Eduard Lasker. Vgl. dazu Ludwig Büchner: Zur natürlichen Moral (1884), in ders.: Aus Natur und Wissenschaft, Bd. 2, Leipzig 1884, S. 307-313, hier S. 307.
2. Vgl. Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, Arbeiterwelt und Bürgergeist (2.Auf.), München 1991, S. 515.
3. Vgl. Ludwig Büchner: Vier freidenkerische Fragen, in ders.: Fremdes und Eigenes, S.314 ff.

Es widmet sich insbesondere der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, verfügt heute über eine entsprechende Spezialbibliothek von 120 000 Bänden und ein Handschriftenarchiv von über 30 000 Autographen. Das "Stift" organisiert wissenschaftliche und künstlerische Vorträge und Vorlesungsreihen sowie Kunstausstellungen.¹ Sein langjähriger Leiter in jüngerer Zeit (1925 - 1960) war der Literaturhistoriker Ernst Beutler (1885 - 1960), der die von 1948 bis 1971 erschienene Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche Goethes in einem Umfang von 27 Bänden herausgegeben hat.²

Als dem "Stift" Anfang der 1880er Jahre (von seinem Frankfurter Mitglied Dr. Theodor Müller) eine halbe Million Mark geschenkt wurde, setzte sich besonders Büchner dafür ein, dieses Geld für eine Erweiterung der Institution zu nutzen. In das "Stift" sollte eine von Staat und Kirche unabhängige, also alternative Hochschule eingehen. Es sollte auf diese Weise auch einen "Mittelpunkt für das unabhängige Privatgelehrtentum... bilden", da ohnehin die Zahl der freischaffenden Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller ständig wachse.³ Das "Stift" solle sich dabei besonders auf allgemeinbildende Lehrveranstaltungen orientieren, schon weil die staatlichen Universitäten immer mehr zu bloßen "Fachschulen" mutierten. Ein reges Interesse für solche Veranstaltungen erwartete Büchner insbesondere von Journalisten, Theaterleuten und Schriftstellern. Darüber hinaus sollte das "Stift" eine "Zufluchtsstätte für nicht-offizielle oder nicht-akademische Wissenschaft und Lehre" sein, denn "geistige Großthaten", meinte Büchner, könnten häufig nur außerhalb der akademischen Philosophie und im Widerstand gegen den "mächtigen Druck autoritärer, durch Stellung, Macht und Gewohnheit geschützter geistiger Gewalten" gedeihen. Büchner verwies u.a. auf die Entdeckung des Energieerhaltungssatzes durch Robert Mayer.⁴

1. Vgl. Artikel "Freies deutsches Hochstift-Frankfurter Goethe-Museum", in: Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 7 (19. Aufl.), Mannheim 1988, S. 625. Vgl. auch Artikel "Freies Deutsches Hochstift" in Brockhaus' Konversations-Lexikon, Bd. 7 (14. Aufl.), Leipzig, Berlin und Wien 1902, S.138 sowie Artikel "Volger, Georg Heinr. Otto" in ebenda., Bd. 16, 1903, S. 379. Ludwig Büchner gilt als einer der Gründer des "Stifts". Die Mitglieder dieser "bürgerlich-liberalen Bildungsstätte" ernannten Ludwig Büchner wegen seiner Lehrerfolge in der "Heilkunde und Aufklärung" zum "Ehrenmitglied und Meister". Vgl. Ch. Kockerbeck, a.a.O. S.39 f.
2. Vgl. Gertrud Meyer-Hepner: Ernst Beutler zum Gedenken, in: Neue Deutsche Literatur, Heft 4/1961, S. 166 f.
3. Ludwig Büchner: Die Umgestaltung des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M., in ders.: Aus Natur und Wissenschaft, Bd. 2, S. 201-210, hier zitiert S. 204.
4. Vgl. ebenda, S. 208.

Büchners Ideen zur Neugestaltung des "Freien Deutschen Hochstifts" scheiterten am Konservatismus seiner führenden Mitglieder. Es gewann die lokalpatriotische Ansicht die Oberhand, dass "dasjenige, was ein Frankfurter Bürger geschenkt habe, auch allein der Stadt Frankfurt zu Gute kommen" solle.¹ Büchner trat deshalb nach 24jähriger Mitgliedschaft am 19. April 1883 zusammen mit dem Darmstädter Literaturprofessor und Schriftsteller Otto Roquette (1824 - 1896) aus dem "Hochstift" aus. Beide gründeten in Darmstadt einen eigenständigen "Verein für Wissenschaft, Kunst und Literatur", der freilich nicht über die finanziellen Mittel verfügte, um Büchners ehrgeizigen Plan einer alternativen Hochschule verwirklichen zu können.²

Um Alternativen rang Büchner auch auf anderen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, so mit seinem Verlangen, Grund und Boden in Gemeineigentum zu überführen. 1888 leitete er in Frankfurt a. M. den Gründungskongress eines "Vereins der Bodenreformer".³ Ziel dieses Vereins sollte die "Rückgabe des natur- und rechtswegen allen gemeinsamen Besitz(es) an Grund und Boden an die Gesamtheit" sein.⁴ Büchner war auch noch in weiteren alternativen Bewegungen vertreten, vor allem in der Turner-Bewegung. Dreißig Jahre fungierte er als erster Sprecher der Darmstädter Turnergemeinde. Selbst im "Frauen-Verein" hielt er zu dessen emanzipatorischen Anliegen Vorträge.

V. Ludwigs Büchners Verdienste um die Wahrung und Verbreitung des Werkes seines Bruders Georg

Wenn es um Ludwig Büchners kulturpolitische Aktivitäten geht, dann sollte insbesondere nicht vergessen werden, was er zur Wahrung und Verbreitung des Lebenswerkes seines elf Jahre älteren und bereits 1837 verstorbenen Bruders Georg geleistet hat. In seinem Bruder verehrte Ludwig Büchner eine Lebenshaltung, von der er manches zu seiner eigenen werden ließ. So hob er schon 1850 an seinem Bruder hervor, er habe die Philosophie nicht wie ein

-
1. Ludwig Büchner: Die Freiheit der Wissenschaften und die Universitäten, in ders.: Im Dienste der Wahrheit, S. 391-400, hier zitiert S. 400.
 2. Vgl. Anm. 43 sowie Ludwig Büchner: Otto Roquette, in ders.: Kaleidoskop, S. 160-163.
 3. Vgl. Ludwig Büchner: Erinnerungen eines Zweiundsiebzighährigen, in ders.: Kaleidoskop, S. 181.
 4. Ebenda.

"Gelehrter" betrieben, "sondern wie Einer, der von dem Baum der Wissenschaft die Früchte des Lebens pflücken will".¹

Büchner bewahrte über Jahrzehnte vieles aus der literarischen Hinterlassenschaft seines Bruders auf - bis endlich ab Mitte der 1870er Jahre ein editorisches Interesse am Werk Georg Büchners neu aufkam. Ludwig Büchner besaß wohl das einzige Exemplar des "Hessischen Landboten", das der polizeilichen Verfolgung entgangen war, aber auch viele weitere Kostbarkeiten aus dem Nachlaß seines Bruders. Beispielsweise hatte Minna Jaeglé (1810 - 1880), Georg Büchners Straßburger Braut, dem Bruder 1844 das (heute verschollene) Spinoza-Manuskript Georgs übergeben.

Ludwig Büchner war einer der ersten in Deutschland, die wenigstens ahnten, welche bedeutende literarische Leistung sein Bruder hinterlassen hatte. In den finsternen Jahren nach der Revolution von 1848/49 veröffentlichte er 1850 anonym die "Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner"² und versah sie mit einer umfangreichen Einleitung. In diesen Auswahlband nahm Büchner neben dem Revolutionsdrama "Dantons Tod", dem Lustspiel "Leonce und Lena", dem Novellenfragment "Lenz" auch des Bruders Züricher Probestück "Über Schädelnerven", eine Auswahl aus dessen Briefen und sogar einen Teil des, wie es der Zensur wegen hieß, "... schen Landboten" auf. Diese Ausgabe stellte schon im Hinblick auf die Bewahrung der Ideen des Bruders eine großartige Leistung dar. Denn manches Original wurde nur ein Jahr später, also 1851, bei einem Brand in der Darmstädter Wohnung der Büchnerer ein Raub der Flammen.

Bis 1850 war zudem nirgendwo ein Überblick zum Gesamtwerk Georg Büchners, also zu seinem künstlerischen, wissenschaftlichen *und* politischen Tun, vorgestellt worden. Karl Gutzkow (1811 - 1878) hatte in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts lediglich Einzelausgaben von "Dantons Tod", "Leonce und Lena" sowie "Lenz" herausgebracht. Die hingegen von Ludwig Büchner edierten "Nachgelassene Schriften" boten einen so umfassenden Einblick in das Gesamtwerk des Bruders, dass die spätere Forschung zu des-

1. Vgl. Ludwig Büchners (anonym) Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Buch Nachgelassene Schriften von Georg Büchner, Frankfurt a. M. 1850, S. 47.
2. Auch später hat Ludwig Büchner seines Bruders wiederholt öffentlich gedacht. So stellte er seinem Buch "Natur und Geist. Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über real-philosophische Fragen der Gegenwart. In allgemeinverständlicher Form" (Dritte verb. Aufl., Halle 1874) folgende Widmung voran: "Dem Andenken seines Bruders Georg Büchner, Verfasser des Trauerspiels 'Danton's Tod', etc. etc. Geb. 1813, gest. 1837 in Zürich als Lehrer der Philosophie und der physiologischen Naturwissenschaften an der dortigen Universität, widmet dieses Buch der Verfasser".

sen literarischen Arbeiten lediglich das Drama "Woyzeck" nachzutragen hatte. Es wurde zuerst 1879 durch Karl Emil Franzos (1848 - 1904) veröffentlicht. Auch dieses Manuskript hatte Büchner aufbewahrt, es aber nicht entziffern können. Dies gelang erst Franzos mit Hilfe chemischer Mittel. Wie schwer sich auch jetzt ein lesbares Manuskript erreichen ließ, zeigte allein schon der Umstand, daß Franzos für dieses Werk den Titel "Wozzeck" las. Er hielt sich jahrzehntelang in der Literaturwissenschaft und bei Theatern, so lange eben bis der tatsächliche Titel "Woyzeck" als sicher erkannt wurde.¹

Ludwig Büchner hat sich darüber hinaus bemüht, den authentischen Text der Arbeiten seines Bruders zu sichern. Gutzkow hatte z. B. "Dantons Tod" der Zensur wegen in mannigfacher Weise entstellt. Büchner beseitigte 1850 wenigstens zwei Dutzend der insgesamt über einhundert "Korrekturen" Gutzkows. Erst nahezu dreißig Jahre später publizierte Franzos den historisch echten "Danton" vollständig. Doch noch 1891 brachte der Abdruck von "Dantons Tod" in der "Magdeburger Volksstimme" dem verantwortlichen Redakteur vier Monate Gefängnis wegen Verbreitung einer "unsittlichen Lektüre" ein.² Das Lustspiel "Leonce und Lena", das von Gutzkow nur teilweise veröffentlicht worden war, gab Büchner als erster vollständig wieder. Da der "Hessische Landbote" fast vollständig in die Hände der Polizei geraten war, kannte auch 1850 dessen Inhalt außerhalb des Kreises der damaligen Verschwörer, der Justiz und der Polizei fast niemand. Erst dank Ludwig Büchner wurde diese revolutionäre Kampfschrift ihren wesentlichen Inhalten nach der Öffentlichkeit zugänglich, wobei alles, was auf das Großherzogtum Hessen direkt Bezug nahm, ausgelassen worden war. 1877, also über ein Vierteljahrhundert später, wurde dann der nächste Nachdruck des "Hessischen Landboten" publiziert.³ Die "Züricher Probevorlesung" und die von revolutionärem Unge- mach sprudelnden Briefe Georg Büchners erschienen überhaupt zum ersten Mal im Druck, wenn auch nur so weit, wie dies seinem Bruder "zur Kenntnis der politischen Bewegung jener Zeit und des Antheils, den (Georg) Büchner daran hatte, wichtig erschien".⁴ Wegen der Veröffentlichung von Briefen des Bruders an seine Braut Minna Jaeglé mußte Ludwig Büchner in Kauf nehmen, daß die einstige Braut des Bruders nun lebenslang zu seiner Feindin

1. Vgl. Jan Christoph Hauschild: Georg Büchner. Studien und Quellen zu Leben, Werk und Wirkung, Königstein/Ts. 1985, S. 286.
2. Ebenda, S. 286.
3. Vgl. Jan Christoph Hauschild: Georg Büchner. Biografie. Stuttgart, Weimar 1993, S. 627.
4. Ludwig Büchner (anonym): Einleitung. Nachgelassene Schriften von Georg Büchner, S. 48.

wurde und, was noch schlimmer war, kein weiteres Stück mehr aus dem Nachlaß des Bruders, so weit dieser in ihrem Besitz war, der Öffentlichkeit zugänglich machte. Dieser Teil des Nachlasses ist spätestens seit dem Tod Minna Jaeglés (1880) verschollen.

Sicher, man kann darüber erbost sein, dass Ludwig Büchner nur Auszüge aus Briefen mitteilte, nur relativ wenige Richtigstellungen zum "Danton" vornahm, den "Hessischen Landboten" nur bruchstückhaft zugänglich machte oder den "Woyzeck" ganz wegließ. Aber man muß die sich in Deutschland an die Revolution von 1848/49 anschließenden Reaktionsjahre übersehen, wenn man deshalb Ludwig Büchner, wie das Hans Mayer einmal tat, der Philisterhaftigkeit bezichtigen will.¹ Einer solchen Kritik an Büchner widerspricht auch, was dieser in seinem Vorwort zu den "Nachgelassenen Schriften" zu seinem Bruder festhielt: "Während er die moralische Verderbtheit der höheren Klassen völlig durchblickte, erkannte er zugleich vorurtheilslos die Schwäche der geheimen revolutionären Kräfte, und beurtheilte damals schon völlig richtig die Unfähigkeit und den lächerlichen Doctrinarismus derjenigen Partei, die sich die 'liberale' schelten ließ, seine Streitigkeit mit Weidig, seine Briefe sind Belege dafür".²

Gerechter urteilt heute Jan Christoph Hauschild über die "Nachgelassenen Schriften". Er meint, es verwundere eigentlich, "daß die Ausgabe, die immerhin erst in der postrevolutionären, reaktionären Ära erschien, nicht als subversiv erkannt und auf den Verbotsindex gesetzt wurde". Ludwig Büchners Streichungen und Auslassungen seien "natürlich Konzessionen an die Zeitumstände, ohne die die Ausgabe wohl nicht hätte produziert und vertrieben werden können".³

Später hat Büchner den Herausgeber von "Georg Büchners Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß", K. E. Franzos, bei diesem Unternehmen unterstützt. Dabei hatte Büchner selbst noch 1875 Bedenken gegen eine Veröffentlichung des "Woyzeck" - wegen der "Anfeindungen" gegen die Büchner-Familie, die "so zahllos, erbittert und heimtückisch" seien.⁴

Knapp drei Jahre vor seinem Tod publizierte Büchner dann noch in der Berliner Wochenschrift "Die Zukunft" den Aufsatz "Georg Büchner als Sozialist". Sein Bruder, hieß es hier, habe als "das eigentlich bewegende Moment aller sozialistischen Reformbestrebungen die Ungleichheit des Besitzes er-

1. Vgl. Hans Mayer: Georg Büchner und seine Zeit. Berlin o.J. S.37.

2. Wie Anm. 54.

3. Jan Christoph Hauschild: Georg Büchner. Studien und Quellen, S. 76 f.

4. Zit. nach ebenda, S. 112.

kannt".¹ Doch verschmähte es Ludwig Büchner leider nicht, mitunter konservativen Mißdeutungen von Leben und Werk des Bruders gleichfalls seine Reverenz zu erweisen. So nahm er 1875 an einem nationalistischen Burschenschaftstreffen in Zürich teil, das dort anlässlich der Umbettung der sterblichen Überreste seines Bruders stattfand.²

Insgesamt gesehen hat Büchner durch seinen Einsatz für das brüderliche Erbe viel dazu beigetragen, dass in den Lexika allmählich das Lebenswerk seines Bruders Georg höher als das seinige angesehen wurde.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß Ludwig Büchner alternative Bewegungen initiiert oder gefördert hat, die sich in seinem Jahrhundert, aber oft auch über dieses hinaus, als progressiv erwiesen haben oder noch erweisen. Eine herablassende und etikettierende Bewertung seines Gesamtwirkens haben diese Leistung leider oft vergessen lassen.

1. Zit. nach ebenda, S. 285.

2. Vgl. ebenda, S. 440.

Rolf Dlubek

Ludwig Büchner und die Internationale Arbeiterassoziation¹

Dieter Wittich hat mit Recht progressive Aspekte im Wirken Ludwig Büchners, die bisher unterbelichtet wurden, hervorgehoben. In den 1860er Jahren gehörte Büchner zusammen mit Ludwig Eckardt, Friedrich Albert Lange und anderen zu den entschiedensten jener radikalen Demokraten, die im Kampf gegen Bismarcks Politik der Vereinigung Deutschlands von oben, durch „Blut und Eisen“, eine Stärkung der demokratischen Bewegung vor allem durch die politische Mobilisierung der Arbeiter erstrebten und sich dabei auch deren sozialer Belange anzunehmen suchten. Von Historikern der DDR ist das nach anfänglichen Fehlbeurteilungen Büchners als „Vertreter der ‚reinen Demokratie‘“² seit den 1960er Jahren wiederholt eingehend gewürdigt worden.³ Wie in Arbeiten von Historikern der BRD und in einer Göttinger Dissertation des Koreaners Samuel Lee⁴ wurde dabei auch auf Büchners Verbindungen zur Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) hingewiesen. Diese sind jedoch bis heute nicht hinreichend ausgeleuchtet.

Büchner trat in enge Beziehungen zu mehreren Mitgliedern der IAA und Vertrauten von Marx und Engels, so zu Paul Stumpf, Johann Philipp Becker, Louis Kugelmann, Wilhelm Liebknecht und August Bebel. Der erste von ihnen, mit dem er in freundschaftlichen Kontakt kam, war Paul Stumpf. Er hatte schon dem Bund der Kommunisten angehört, war 1865 wieder mit Marx in Verbindung getreten und gründete 1867 die Mainzer Sektion der IAA. Büchner und Eckardt wurden auf ihn während einer Zusammenkunft von De-

1. Überarbeiteter Diskussionsbeitrag auf der Sitzung der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 15. November 2001.
2. Karl-Heinz Leidigkeit: Wilhelm Liebknecht und August Bebel in der deutschen Arbeiterbewegung 1862–1869, Berlin 1957, S. 82.
3. Verviesen sei nur auf Rolf Weber: Kleinbürgerliche Demokraten in der deutschen Einheitsbewegung 1863–1866, Berlin 1962, S. 39 passim; Deutsche Demokraten. Die nichtproletarischen demokratischen Kräfte in der deutschen Geschichte 1830–1945, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Dieter Fricke, Berlin 1981, S. 50 passim.
4. Samuel Lee: Der bürgerliche Sozialismus von Ludwig Büchner. Eine Ideologie zwischen der bürgerlichen Demokratie und der sozialistischen Arbeiterbewegung, Göttingen 1976, S. 9 passim.

mokraten aus verschiedenen deutschen Staaten am 18. September 1865 in Darmstadt aufmerksam, die als konstituierende Versammlung der Deutschen Volkspartei gilt. Nachdem sich Stumpf dort in einem Diskussionsbeitrag mit gemäßigten Kräften auseinandergesetzt hatte, suchten sie das Gespräch mit ihm, worüber Stumpf Marx berichtete.¹ Stumpf versuchte den beiden Radikaldemokraten die Ziele der Arbeiterbewegung nahe zu bringen. Eckardt, Redakteur des in Mannheim erscheinenden „Deutschen Wochenblatts“, nahm etwa zur gleichen Zeit bei einem Besuch in Leipzig Kontakt mit Liebknecht und Bebel auf. Nachdem Liebknecht die Bitte Eckardts um Mitarbeit an seinem Blatt übermittelt hatte, ließ ihm Marx die Inauguraladresse der IAA zusenden, und Eckardt veröffentlichte am 7. Januar eine deutsche Übersetzung.² Stumpf ließ Büchner und Eckardt das noch in seinem Besitz befindliche Exemplar des „Manifests der Kommunistischen Partei“. Er ließ es dann auf Marx' Bitte durch Büchner nach Genf an Johann Philipp Becker, den Präsidenten des Zentralkomitees der IAA für Deutschland und die deutsche Schweiz, senden.³ Dadurch kam Büchner auch in Kontakt mit Becker. Stumpf fand Büchner politisch so aufgeschlossen, dass er von den drei Mitgliedskarten für die IAA, die er Anfang 1866 von Marx erhielt, eine Büchner aushändigte.⁴ Dieser war damit eines der ersten Mitglieder der IAA in Deutschland.⁵

Der Kontakt mit Mitgliedern der IAA dürfte die Entwicklung der sozialen und politischen Auffassungen Büchners beeinflußt haben. Er erstrebte zwar nicht die Konstituierung einer selbständigen politischen Arbeiterpartei, sondern die Entwicklung der Volkspartei zu einer Sozialdemokratie, die radikal-demokratische bürgerliche Kräfte, Arbeiter und Bauern vereinigen sollte, ging aber dabei in der Orientierung auf die Arbeiter weiter als andere. Er bezeichnete die zu erkämpfenden politischen Freiheiten wiederholt vor allem als Mittel zu einer sozialen Umgestaltung, die den Interessen der breiten Massen dienen sollte. In den Arbeitern sah er deren Hauptkraft. Anfang 1866

1. Stumpf an Marx, 9. Oktober 1865, in: Heinz Monz: Die Verbindung des Mainzer Paul Stumpf zu Karl Marx und Friedrich Engels. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Mainzer Arbeiterbewegung, Darmstadt 1986 (Hessische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 5), S. 282.
2. Siehe Georg Eckert: Das deutsche Wochenblatt und die Internationale Arbeiterassoziation. Ein früher Abdruck der Inauguraladresse, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 4, Braunschweig 1964, S. 579–598.
3. Siehe Stumpf an Marx, 18. Januar 1866, ebenda, S. 285.
4. Siehe Stumpf an Becker, 28.–30. Juni 1867, Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam (im folgenden: IISG), Johann Philipp Becker-Nachlaß, Sign. D II 1379.
5. Wann Büchner seine Mitgliedskarte von Stumpf erhielt, ist unbekannt.

schrieb er an Friedrich Albert Lange, der ihm innerhalb der Volkspartei am nächsten stand: „Was die soziale Frage als Bestandteil des Programms der Volkspartei angeht, so habe ich mich leider bis jetzt vergeblich bemüht; die demokratischen Bourgeois und Geldmänner wollen davon nichts wissen, und unsere politischen Radikalen haben nur den Kopf voll von der freien Bewegung und Konkurrenz im Staatsleben ... Lassen Sie sich daher nur ja nicht abhalten, in unserem Sinne zu wirken ... Gründen Sie sofort Vereine, welche der Volkspartei ihren Anschluß erklären und auf der nächsten Generalversammlung im sozialen Sinne wirken; Sie werden dadurch unsere Richtung stärken. Überhaupt wäre es gut, wenn die Arbeiter in Masse beitreten und es uns dadurch möglich machen würden, im sozialen Sinne für sie einzutreten. An mir werden Sie und die Arbeiter ... einen entschlossenen und in Nichts zurückbleibenden Bundesgenossen finden.“¹

Wenn sich Büchner für den Sozialismus aussprach, verstand er darunter zwar nur eine weitgehende Sozialreform innerhalb einer demokratischen Republik, jedoch förderten er und seine Freunde die Politisierung der Arbeiter, ihre Abkehr von den Parolen liberaler Arbeiterapostel wie Hermann Schulze-Delitzsch und ihre Emanzipation von der Vormundschaft bürgerlicher Mentoren der Arbeitervereine. Sie konnten daher auch innerhalb der IAA wirken, solange sich in dieser noch nicht eindeutig sozialistische Positionen durchgesetzt hatten

Als Johann Philipp Becker vor dem ersten Kongreß der IAA in Genf (5.–9. September 1866) mit der Arbeiterbewegung sympathisierende Demokraten für die Unterstützung der IAA zu gewinnen suchte, ernannte er Mitte August 1866 neben Georg Herwegh, Friedrich Albert Lange und anderen auch Louis Büchner zu Ehrenkorrespondenten der IAA mit dem Recht auf Sitz und Stimme auf dem Kongreß. Kurz zuvor hatte Bismarck mit dem Preußisch-Österreichischen Krieg den entscheidenden Schritt zur Vereinigung Deutschlands von oben getan. Büchner verfocht nun nahezu sozial-revolutionäre Positionen. Er konnte am Genfer Kongreß aus persönlichen Gründen nicht teilnehmen, antwortete aber auf seine Ernennung am 26. August 1866 mit einem zum Verlesen auf dem Kongreß bestimmten programmatischen Brief. Darin begrüßte er die IAA als ein Forum, in dem sich die Arbeiter im internationalen Rahmen über ihre eigenen Interessen verständigen konnten. Dies sei die wichtigste Vorbedingung einer grundlegenden gesellschaftlichen

1. Büchner an Lange, 22. Januar 1866, in: Friedrich Albert Lange: Über Politik und Philosophie. Briefe und Leitartikel 1862 bis 1875, hrsg. von Georg Eckert, Duisburg 1968. S. 61.

Umgestaltung. Es charakterisiere die bestehende Gesellschaft, dass „der eine Theil ewig nur leidet und arbeitet, damit der andere Theil genießen kann! Sobald dieses einmal von den nothleidenden Klassen erkannt und der Entschluß des Besserwerdens gefaßt ist, ist auch die soziale Revolution fertig.“ Die Arbeiter dürften nicht nur ihre nächstliegenden sozialen und politischen Interessen verfolgen. „Jeder Arbeiter ... muß zugleich Sozialist sein ...“. Besonders bemerkenswert ist Büchners Aufruf zur Selbsthilfe der Arbeiter: „Endlich ermahnen Sie ihre Arbeiter“, schrieb er an das Genfer Zentralkomitee der IAA, „dass sie bei ihren Bestrebungen für die Zukunft auf Niemanden, als auf sich selbst und auf wenige bewährte Freunde bauen sollen, wenn sie nicht vielfachen Täuschungen anheimfallen wollen. Weder die jetzigen Machthaber, noch die liberale Bourgeoisie, noch die politische Demokratie, werden jemals etwas Ernstliches und Gründliches für sie thun, außer gezwungen. Daher möge ihr Wahlspruch sein: ‚Selbst ist der Mann‘. Man wird zwar bei politischen Umwälzungen gar Viele zu hören bekommen, die sich mit lauter Stimme als ‚Freund der Arbeiter‘ anpreisen, die aber in Wirklichkeit zum Theil ihre gefährlichsten Feinde sind. Daher seid auf Eurer Hut! ‚Thaten‘, nicht ‚Worte‘ müssen reden!“¹

Becker veröffentlichte diesen Brief Büchners mit wenigen Kürzungen in seinem Kongreßbericht im „Vorboten“, dem deutschen Organ der IAA.² In den offiziellen Kongreßberichten, die der Generalrat unter Marx' Federführung in französischer und englischer Sprache herausgab, wurde der Brief als einzige Zuschrift an den Kongreß nahezu vollständig wiedergegeben.³ Alle genannten Berichte stellten Büchner als Verfasser des 1855 erschienenen Buchs „Kraft und Stoff“ vor, das in demokratischen und Arbeiterkreisen weite Verbreitung gefunden hatte und für die Herausbildung eines atheistischen Weltbildes genutzt wurde.

Marx und Engels hatten Büchner bis dahin infolge seiner Zugehörigkeit zur kleinbürgerlichen Demokratie reserviert gegenübergestanden und dessen Buch wegen der Unzulänglichkeiten seines Materialismus ähnliche Vorbehalte entgegengebracht, wie den Schriften von Karl Vogt und Jakob Moleschott.⁴ Nun beurteilten sie das Wirken Büchners positiver. Das bezeugt ein

1. Büchner an das Zentralkomitee der IAA in Genf, 26. August 1866, IISG, Johann Philipp Becker-Nachlaß, Sign. D I 324.
2. Der Vorbote (Genf), Nr. 1/1867, S. 6–9.
3. Siehe Karl Marx, Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA²), Bd. I/20, S. 709–711 u. 1805/1806.
4. Siehe Friedrich Engels, Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie, in: MEW, Bd. 13, S. 473; Marx an Engels, 9. Juli 1860, in: MEW, Bd. 30. S. 76.

Brief, den Marx an ihn schrieb, als er sich im April 1867 bei Louis Kugelmann in Hannover aufhielt. Er hatte dem Verleger Otto Meißner in Hamburg das Manuskript für den ersten Band des „Kapitals“ zum Druck übergeben. Von Hannover aus bat er Büchner, dessen „Kraft und Stoff“ 1866 in französisch erschienen war, ihm einen geeigneten Übersetzer für eine französische Ausgabe des „Kapitals“ zu empfehlen. Dabei versicherte er Büchner seines Vertrauens „als Parteimann und als Mann der Wissenschaft“¹ und erklärte sich bereit, ihm seinerseits in London dienlich zu sein. Büchner antwortete Marx umgehend und empfahl ihm einen französischen Verleger, an den er sich wenden könne.²

Während Büchner am Genfer Kongreß nicht teilgenommen hatte, besuchte er den Lausanner Kongreß der IAA, der vom 2.–8. September 1867 tagte. Zusammen mit dem Schweizer Karl Bürkli wurde er zum deutschen Sekretär des Kongresses gewählt.³ In den Kongreßdebatten engagierte er sich vor allem für die Beschickung des von Demokraten und Liberalen mehrerer Länder nach Genf einberufenen Gründungskongresses der Internationalen Friedens- und Freiheitsliga. Ähnlich wie die Deutsche Volkspartei suchte er auch diese durch die Mobilisierung der Arbeiter zu einer entschiedenen Haltung zu drängen.

In einer Abendveranstaltung im Tagungsort des Lausanner Kongresses hielt Büchner auch einen Vortrag, in dem er seine Auffassung zur sozialen Frage darlegte. Er kritisierte sowohl die Konzeptionen Hermann Schulze-Delitzschs als auch Ferdinand Lassalles und empfahl die Lehren von John Stuart Mill, denen schon Friedrich Albert Lange ein Jahr zuvor ein Buch gewidmet hatte. Letzteres konnten allerdings die anwesenden Anhänger von Marx nicht unwidersprochen lassen, zumal ursprünglich der erste Band des „Kapitals“ am Eröffnungstag des Kongresses erscheinen sollte und sie diesen eigentlich zur Propagierung des Werkes hatten nutzen wollen. Nach Büchner ergriff Johann Georg Eccarius, Mitglied des Generalrats der IAA, das Wort, kritisierte in einer improvisierten fast zweistündigen Rede die Lehren Mills und warb für die ökonomische Theorie von Marx. Er konnte sich dabei auf eine 15teilige Artikelserie stützen, die er einige Monate zuvor mit Marx' Beihilfe

1. Marx an Büchner, 1. Mai 1867, in: MEW, Bd. 31, S. 344.

2. Büchner an Marx, 3. Mai 1867, IISG, Marx-Engels-Nachlaß, Sign. D°II°305.

3. Siehe Der Vorbote, Nr. 9/1867, S. 139.

in London gegen Mill veröffentlicht hatte.¹ Es beeindruckte die Zuhörer außerordentlich, dass der Schneider Eccarius mit dem Wissenschaftler Büchner in gleicher Augenhöhe diskutieren konnte, ja sich diesem überlegen erwies. James Guillaume, der spätere Freund M. A. Bakunins, nannte das Auftreten von Eccarius „mon plus vivant et mon plus beau souvenir du Congrès de Genève“.² Friedrich Leßner berichtete Marx noch von Lausanne aus: „Eccarius hat ... dem Büchner seinen großen Jo. St. Mill sehr klein gemacht. Dagegen Dein Buch empfohlen, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde.“³ Aber in dem Disput erfolgte zwar eine theoretische Abgrenzung der Anhänger von Marx von Büchner, jedoch kein politischer Bruch mit ihm. Zudem zollte Büchner selbst dem Auftreten von Eccarius Anerkennung. Louis Kugelmann, der Büchner kurz zuvor kennengelernt und mit ihm drei Tage in Montreux am Genfer See zugebracht hatte, meinte ihn Marx gegenüber als „Ihr einstweilen nur ... instinktiver Anhänger“ charakterisieren zu können.⁴

Zusammen mit 25 weiteren Delegierten des Kongresses der IAA reiste Büchner von Lausanne aus zum Gründungskongreß der Internationalen Friedens- und Freiheitsliga, der vom 9. bis 12. September in Genf unter Teilnahme von bis zu 6000 Menschen stattfand. Er wurde in das fünfköpfige deutsche Büro des Kongresses gewählt und war damit einer von dessen Vizepräsidenten. In das deutsche Büro waren abgesehen von dem Demokraten Amand Goegg nur Mitglieder der IAA gelangt, außer Büchner Eccarius, Becker, Kugelmann und Sigismund Borkheim, alle Anhänger von Marx. Büchner agierte in Tuchfühlung mit ihnen. Er verließ nach der Eröffnung des Friedenskongresses vor dessen Teilnehmern die Kollektivadresse des Lausanner Kongresses der IAA in deutscher Sprache. Sie erklärte, dass die Arbeiter in Kriegen den größten Blutzoll erbringen müssen und daher am entschiedensten für den Frieden eintreten, die IAA jedoch einen Beitritt zur Liga von der Anerkennung der Klassenspaltung der Gesellschaft und des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse abhängig machen mußte.⁵ Die Adresse fand den Beifall entschiedener Demokraten; liberale und gemäßigt demokra-

1. Johann Georg Eccarius: A working man's refutation of some points of political economy endorsed and advocated by John Stuart Mill, Esq., M. P., in: MEGA² Bd. I/20, S. 713–761. Die Artikelserie erschien 1869 in Berlin erweitert als Buch unter dem Titel „Eines Arbeiters Widerlegung der national-ökonomischen Lehren John Stuart Mill's“.
2. Siehe [James Guillaume:] Souvenirs des Congrès de Lausanne et de Genève, in: Le Diodène (La Chaux-de-Fonds), Nr. 249, vom 18. Oktober 1867. S. 2.
3. Leßner an Marx, 4./5. September 1867, IISG, Marx-Engels-Nachlaß, Sign. D 3024.
4. Kugelmann an Marx, 29. September 1867, in: Die I. Internationale in Deutschland (1864–1872). Dokumente und Materialien, Berlin 1964, S. 176.

tische Kongreßteilnehmer trugen aber am nächsten Tag einen geharnischten Protest gegen sie vor.¹

Bei dem Aufenthalt in der Schweiz hatten sich Büchner und Kugelmann schätzen gelernt. Kugelmann suchte Büchner daher in die Propaganda für den ersten Band des „Kapitals“ einzubeziehen. Er sandte Büchner eine Rezension von Engels aus der Berliner „Zukunft“ und bat ihn, sich an der Werbung für das Buch zu beteiligen. Büchner antwortete in einem nicht überlieferten Brief, den Kugelmann an Engels weiterschickte, und versprach offenbar seine Mitwirkung.² In ähnlicher Weise wirkte auch Stumpf auf Büchner ein.³ Marx und Engels rechneten daher auf seine Unterstützung für die Propaganda des „Kapitals“.⁴ Ob er tatsächlich etwas für das Werk tat, ist bisher nicht ermittelt.

Ende 1868 bat Büchner seinerseits Kugelmann, sein in zweiter Auflage erschienenenes Buch „Sechs Vorlesungen über die Darwinsche Theorie der Arten ...“ an Marx zu senden. Kugelmann empfahl ihm, das selbst zu tun, und verständigte davon Marx. Am 12. Oktober 1868 erkundigte sich dieser bei Kugelmann, wo das Buch bleibe.⁵ Daraufhin schickte es ihm Büchner zu. Marx beurteilte es zwar wegen seines kompilatorischen Charakters und der Schwächen seiner philosophischen Positionen kritisch,⁶ sprach ihm aber keineswegs jeden Wert ab. Mitte November 1868 ließ er Engels u. a. wissen: „Das Machwerk von Büchner hat sofern Interesse für mich, als darin die meisten deutschen Forschungen im Gebiet des Darwinismus – Prof. Jäger (Wien) und Prof. Haeckel – zitiert werden. Danach ist die Zelle als Urform aufgegeben, dagegen formlose, aber kontraktible Eiweißklümpchen als starting point. Diese Hypothese später bestätigt durch die Fünde in Kanada (später auch in Bayern und some other Places). Die Urform muß natürlich bis zu einem Punkt

5. Siehe *Annales du congrès de Genève*, 9–12 septembre 1867 ... Publié sous les auspices du Comité Central Permanent de la Ligue Internationale de la Paix et de la Liberté et par les soins du Comité de Genève, Genève 1868, S. 124/125.

1. Ebenda, S. 147–149.

2. Siehe Kugelmann an Engels, 2. November 1867, in: Rolf Dlubek/Hannes Skambraks: „Das Kapital“ von Karl Marx in der deutschen Arbeiterbewegung 1867–1878. Abriß und Zeugnisse der Wirkungsgeschichte, Berlin 1967, S. 121.

3. Siehe ebenda, S. 250.

4. Siehe Engels an Kugelmann, 8. und 20. November 1867, in: MEW, Bd. 31. S. 569.

5. Siehe Marx an Kugelmann, 12. Oktober 1868, in: MEW, Bd. 32. S. 567.

6. Marx an Engels, 14. November 1868, in: MEW, Bd. 32. S. 202/203. Siehe auch Marx an Kugelmann, 5. Dezember 1868, ebenda. S. 679.

herunter verfolgt werden, wo sie chemisch fabrizierbar ist. Und dem scheint man auf dem Sprung.“¹

Offenbar las man Büchners Schrift auch in Marx' Familie. Jenny Marx hatte zusammen mit ihren Töchtern und Friedrich Leßner Anfang 1866 die Abendvorträge für das Volk besucht, die bekannte Darwinisten und andere fortschrittliche Naturwissenschaftler in der Londoner St. Martin's Hall hielten, bis klerikale Kreise ihre Absetzung erzwangen. Sie hatte darüber in einem Brief an Becker berichtet², der von diesem auszugsweise im „Vorboten“ abgedruckt worden war.³ Das Buch Büchners mußte daher bei ihr und ihren Töchtern Aufmerksamkeit finden. Marx schickte es Ende November 1868 auch Engels auf dessen Bitte zu. Als er ihn im Januar 1869 um Rücksendung bat, hatte Engels es inzwischen seinem Arzt und Freund Eduard Gumpert verliehen, was er nicht getan hätte, wenn es ihm wertlos erschienen wäre.⁴ Marx selbst wollte es für seine älteste Tochter, Jenny, haben: „Sie verlangt den Büchner zurück, da sie Darwin studiert hat und nun auch den großen B[üchner] kennenlernen will.“⁵

Freundschaftliche Beziehungen unterhielt Büchner weiterhin mit Wilhelm Liebknecht und August Bebel; er unterstützte sie im Verband Deutscher Arbeitervereine und in der Deutschen Volkspartei, und Liebknecht und Bebel lasen und verbreiteten seine Schriften.⁶ Büchners Verbindungen zur Arbeiterbewegung lösten sich erst, nachdem die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie definitiv vollzogen worden war. Da zu seinen sozialen Forderungen die Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden gehörte, billigte Büchner zum Unterschied von den meisten Sympathisanten aus den Reihen der Volkspartei noch den diesbezüglichen Beschluß des Basler Kongresses der IAA vom September 1869. Stumpf teilte das befriedigt Johann Philipp Becker mit.⁷ Als dieser im „Vorboten“ Anfang 1870 Büchners Schrift „Sechs Vorlesungen über die Darwinsche Theorie der Arten ...“ empfahl, erklärte er daher: „Jeder Sozialdemokrat, der in der jetzigen Zeitbewegung ein Wort mitzusprechen sich berufen fühlt, sollte dieses wie

1. Marx an Engels, 18. November 1868, in: MEW, Bd. 32, S. 206.

2. Jenny Marx an Johann Philipp Becker, 29. Januar 1866, in: MEW, Bd. 31, S. 586/587.

3. Der Vorbote, Nr. 2/1866, S. 31/32

4. Siehe Engels an Marx, 29. Januar 1869, in: MEW, Bd. 32, S. 252.

5. Marx an Engels, 23. Januar 1869, in: MEW, Bd. 32, S. 247.

6. Siehe dazu den Beitrag von Ursula Herrmann in diesem Heft.

7. Stumpf an Becker, 21. November 1869: „Du gehst nach wie vor meinen Weg; auch Büchner, der mir eben schrieb, ist für den Baseler Mehrheitsbeschluß! Natürlich!“ IISG, Johann Philipp Becker-Nachlaß, Sign. D II 1399.

alle Werke unseres Büchners gelesen haben.“¹ Ende 1871 wandte sich Büchner noch einmal an Marx mit einer kurzen Empfehlung für einen französischen Arzt.² Schroff ablehnende Wertungen über Büchners Buch „Der Mensch und seine Stellung in der Natur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, die Engels in einem Brief an Wilhelm Liebknecht im Mai 1872 äußerte, zeigten, daß nun Abgrenzung und Kritik sein und Marx' Verhältnis zu Büchern bestimmten.³

1. Der Vorbote, Nr. 3/1870, S. 48.

2. Büchner an Marx 8. November 1871, Российский государственный архив социально-политической истории, Sign. f. 1, op. 5, d. 2618.

3. Siehe Engels an Liebknecht, 7. Mai 1872, in: MEW, Bd. 33, S. 456.

Ursula Herrmann

Bemerkungen über Bebel und Büchner¹

Der Haltung Ludwig Büchners zur wiedererstehenden Arbeiterbewegung in den 60er Jahren des 19. Jh. ist Dieter Wittich im Hinblick auf Lassalle und den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein nachgegangen. Büchners Rolle im Verband Deutscher Arbeitervereine (VDAV) verdient ebenfalls Beachtung. Im Folgenden soll auf August Bebels Kontakte zu Büchner hingewiesen werden. Sie gestalteten sich 1868 besonders eng, nachdem Bebel auf dem Vereinstag in Gera 1867 zum Präsidenten des VDAV gewählt worden war.²

Persönlich lernten sich beide Mitte März 1868 kennen, als Bebel und Wilhelm Liebknecht die süddeutsche Volkspartei, zu deren Gründern Büchner zählte, bei den Wahlvorbereitungen für das Zollparlament unterstützten. Alle drei befürworteten auf einer Versammlung am 16. März 1868 in Darmstadt die Wahl demokratischer Abgeordneter.³ Zu dieser Zeit hatte Büchner den Vorsitz des Arbeitervereins in Darmstadt inne, der im Frühjahr 1868 rund 160 Mitglieder zählte.⁴ Im Bestreben, den VDAV vom Einfluß der liberalen Bourgeoisie zu lösen, konnten Bebel und Liebknecht auf den Demokraten Büchner zählen, der auch die sozialen Belange der Arbeiter zu beachten forderte. Der Vorschlag, die von Karl Marx ausgearbeitete Präambel zu den Statuten der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) zu beschließen – was auf dem Nürnberger Vereinstag im September 1868 erreicht wurde – fand bei

-
1. Diskussionsbeitrag zum Vortrag von Dieter Wittich auf der Sitzung der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 15. November 2001.
 2. Vgl. Ursula Herrmann: Zur Vorgeschichte des Geraer Vereinstages 1867. Eine Dokumentation, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 1991/2, S. 182-208.
 3. Vgl. Demokratisches Wochenblatt, 21. März 1868. Beilage. – August Bebel: Aus meinem Leben. Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 6. Bearb. von Ursula Herrmann unter Mitarbeit von Wilfried Henze und Ruth Rüdiger. Berlin 1983, S. 143.
 4. Vgl. die von August Bebel auf der Grundlage der Mitteilungen der Arbeitervereine zusammengestellte Vereinsstatistik vom 1. August 1868. Neudruck in: Ilse Fischer: August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine 1867/68. Brieftagebuch und Dokumente, Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 14, Bonn 1994, S. 335.

Büchner Befürwortung, fühlte er sich doch der IAA verbunden und war seit 1866 ihr Mitglied.¹

Dem Nürnberger Vereinstag gingen heftige politische und ideologische Auseinandersetzungen im Verband Deutscher Arbeitervereine voraus. Nicht beachtet wurde bisher, dass bei den weltanschaulichen Fragen auch die Darwinsche Evolutionstheorie einbezogen wurde. Wie aus einer langen Verlagsannonce in der von Liebknecht redigierten Zeitung „Demokratisches Wochenblatt“ vom 18. Juli 1868 hervorging, war soeben Büchners Schrift „Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie“ erschienen² und konnte über die Redaktion des Blattes mit Rabatt für einen Thaler das Exemplar bezogen werden. Daraufhin sandte Bebel am gleichen Tag einen Brief an Büchner mit der Bitte, den Vereinen des VDAV ebenfalls diesen Rabatt zu gewähren. „Er würde diesen eine große Gunst erweisen, da ich überzeugt bin, daß viele das Werk kauften.“³ Bebel hoffte, Büchner zum Arbeitertag in Nürnberg sicher zu treffen.

Am 26. Juli 1868 bestätigte Büchner in einem Brief an Bebel, den er „Werther Freund“ anredete, diesen Rabatt. Büchners Bemühen, für die Vereine des VDAV einen noch günstigeren Preis auszuhandeln, habe der Verleger leider abgelehnt. „Thun Sie, was Sie können, zur Verbreitung des Buches – nicht in meinem Interesse, sondern im Interesse der guten Sache, die durch solche Lektüre auf das Wesentlichste gefördert wird. Haben unsre Arbeiter erst einmal den alten religiösen Aberglauben und den lieben Herrgott hinter sich, so wird ihnen auch der politische und sociale Aberglaube keine großen Beschwerden mehr machen... Hoffentlich gelingt es mir, meinen Verleger auch zu einer billigen Volksausgabe von ‚Kraft und Stoff‘ zu bewegen; das wird dann wohl durchschlagend wirken.“⁴ Am Nürnberger Vereinstag könne er aus beruflichen Gründen nicht teilnehmen.

Büchners Hauptwerk „Kraft und Stoff“ schätzte Bebel hoch. Er nahm dieses Buch neben Schriften von Darwin und Haeckel mit nach Hubertus-

1. Vgl. den Beitrag von Rolf Dlubek in diesem Heft.
2. Der ausführliche Titel lautet: Ludwig Büchner: Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Verwandlung der Arten und der ersten Entstehung der Organismenwelt, sowie über die Anwendung der Umwandlungstheorie auf den Menschen, das Verhältnis dieser Theorie zur Lehre vom Fortschritt und den Zusammenhang derselben mit der materialistischen Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig 1868.
3. Ilse Fischer: August Bebel und der Verband Deutscher Arbeitervereine, S. 274. Die teils wörtliche, teils indirekte Rede erklärt sich aus dem Charakter des „Brieftagebuchs“. Als Vorsitzender des VDAV machte sich Bebel von jedem Brief, den er versandte, Notizen. Einen Teil der Briefe notierte er auch wörtlich. Hier handelt es sich um einen „Zwitter“.
4. Ebenda, S. 281f.

burg. Dort nutzte er zwei Jahre Festungshaft, verhängt wegen seiner internationalistischen Haltung im Deutsch-Französischen Krieg und seinem Bekenntnis zur Pariser Kommune, zu intensiven Studien, um sich für künftige politische und ideologische Auseinandersetzungen mit den herrschenden Klassen im Deutschen Kaiserreich zu rüsten.¹ Büchners Schrift hielt er dabei für nutzbringend.

Rund zwei Jahrzehnte später griffen Bebel und Büchner beide in eine viel beachtete Polemik ein. Diesmal ging es um Bebels theoretisches Hauptwerk „Die Frau und der Sozialismus“. Bebel hatte es für die 9. Auflage, die 1891 erschien, gründlich überarbeitet. Begünstigt durch den Aufschwung der Arbeiterbewegung nach dem Fall des Sozialistengesetzes, fand das Buch eine große Leserschaft. Allein von Februar bis August 1891 wurden 26.000 Exemplare verkauft.² Unter den vielen Gegnern behauptete der Freiburger Universitätsprofessor Heinrich Ernst Ziegler in seiner Schrift „Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie“, dass Bebels Auffassungen im Widerspruch zu allen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, einschließlich der Fähigkeiten der Frauen, stünden; insbesondere verleumdete Ziegler den Darwinismus.³

In diese Polemik griff Ludwig Büchner ein. In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, München, vom 13. März 1894, widersprach er Ziegler in dem Aufsatz „Naturwissenschaft und Sozialdemokratie“. Als Bebel in seinem Vorwort zur 25. Auflage seines Buches Ziegler in umfangreichen Ausführungen entgegnete, berief er sich auch auf diesen Artikel Büchners, einen „der anerkanntesten Vertreter des Darwinismus“.⁴

-
1. August Bebel: Aus meinem Leben. – In: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 6, S. 371. – Vgl. auch August Bebel. Eine Biographie. Autorenkollektiv unter Leitung von Ursula Herrmann und Volker Emmrich, Berlin 1989.
 2. Vgl. Ursula Herrmann: Engels' Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ in der deutschen Sozialdemokratie 1884 bis 1895, in: Marx – Engels. Jahrbuch 10, Berlin 1987, bes. S. 85ff.
 3. Der ausführliche Titel lautet: Heinrich Ernst Ziegler: Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie. Ihr Verhältnis dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Zugleich ein Beitrag zur wissenschaftlichen Kritik der Theorien der derzeitigen Socialdemokratie, Stuttgart 1893.
 4. August Bebel: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 10/2. Mit einem Geleitwort von Susanne Miller. Bearb. von Anneliese Beske u. Eckhard Müller, München u.a. 1996, S. 220.

Dietrich Scholze-Šořta

Der Beitrag der Literatur zur Ausprägung sorbischer nationaler Identität

0. Kulturhistorische Voraussetzungen

Jahrhundertlang fehlten den Lausitzer Sorben, die – nach ihrer Einwanderung im 7. Jahrhundert – keinen eigenen Staat gebildet hatten, jene sozialen Schichten, die ein nationales Schrifttum hätten begründen können: etwa Fürsten mit ihren gelehrten Mönchen oder Ritter als fahrende Sänger. Allerdings entstand im Mittelalter eine vielfältige mündliche Volksdichtung, und einige ihrer Zeugnisse sind bis heute überliefert. Schriftlich fixiert haben die Sorben ihre Existenz relativ spät. Der erste zusammenhängende sorbischsprachige Text, den wir kennen (der sog. Bautzener Bürgereid), ist etwa 500 Jahre alt. Das erste gedruckte Buch, das niedersorbische Gesangbuch mit Katechismus des Albin Moller, stammt von 1574. Mikławš Jakubicas Neues Testament von 1548, zugleich die erste nichtdeutsche Version der Lutherbibel, war noch ungedruckt geblieben. Literatur als Kunstgattung, als weltliche Dichtung existiert bei den Sorben erst gut 200 Jahre. Sie ist ein Ergebnis der Aufklärung. An ihrem Anfang stand der Wunsch nach Rechtfertigung, nach Selbstverteidigung: Mit einer Übertragung von Klopstocks Epos “Der Messias” wollte der Neschwitzer evangelische Pfarrer Jurij Mjeń “Vermögen und Fügsamkeit” der “wendischen Sprache” beglaubigen. Einen künstlerischen Höhepunkt schließlich erreichte die sorbische Literatur vor rund 100 Jahren dank dem katholischen Geistlichen Jakob Bart-Ćišinski, der in seinem umfangreichen Werk mehrere literarische Epochen gleichsam nachholte und seinem Volk den Anschluß an die europäische Dichtung, an den ästhetischen Fortschritt – die Moderne – sicherte.

Wie andere slawische Völker – Tschechen, Slowaken, Südslawen, aber auch die Albaner – wurden die Sorben dank der Aufklärung von jenem vielschichtigen Stabilisierungsprozeß erfaßt, den sie selbst – oder genauer: ihre führenden Köpfe – als “Wiedergeburt” empfanden (exakter sprechen wir heute von einem “Erwachen”). Moderne sorbische Literatur als Komponente nationaler Identifikation entfaltete sich also im Gefolge sozialer und

wirtschaftlicher Modernisierung.¹ Dass es überhaupt zu einer nennenswerten Literaturentwicklung kam, war für die nichtdominante Volksgruppe mit fragmentierter Sozialstruktur – überwiegend Bauern und untere Mittelschichten – historisch keineswegs selbstverständlich.

Martin Luther, der die Verbreitung des Evangeliums in der jeweiligen Muttersprache predigte, soll erklärt haben, dass sich eine Bibelübersetzung für die Wenden – so die deutsche Fremdbezeichnung für die einstigen Lusizer und Milzener – erübrige, da ihre Sprache keine Zukunft habe (zu Zeiten Luthers lebten in der Umgebung des damals sächsischen Wittenberg noch zahlreiche Sorben). Dennoch gehört die Herausbildung der beiden sorbischen Schriftsprachen – Obersorbisch und Niedersorbisch – zu den Auswirkungen der Reformation. Mitte des 16. Jahrhunderts begannen protestantische Geistliche religiöse Literatur zu übersetzen, katholische Pfarrer folgten wenig später. Die Ständeversammlung des Markgraftums Oberlausitz ermöglichte die Existenz unterschiedlicher Konfessionen nebeneinander. So blieben von Sorben bewohnte Besitzungen des Klosters Marienstern und des Bautzener Domstifts katholisch. Die Konkurrenz von Katholiken und Lutheranern ermunterte die deutsche Obrigkeit zur Herausgabe von religiösen Schriften, u. a. „damit die wendischen Untertanen nicht in unchristlichen Aberglauben und Catholizismus zurückfallen“². Das später umfangreiche sakrale Schrifttum – ob original oder in Übersetzungen – hatte überhaupt wesentlichen Anteil an der schriftsprachlichen Konsolidierung, die unter spezifischen Schwierigkeiten verlief. „Bedingt durch getrennte Siedlungsgebiete sowie aufgrund einer für kleine Sprachen typischen dialektalen Aufsplitterung und der hinzukommenden religiösen Teilung (...) benötigte die jeweilige sprachliche Vereinheitlichung des Ober- bzw. Niedersorbischen mehr als 300 Jahre, obwohl es sich, territorial gesehen, um ein sehr begrenztes Gebiet handelte.“³

Dass es den Sorben trotz allem gelang, voll funktionsfähige Schriftsprachen zu entwickeln – nach und nach kodifiziert wurden sie im 18. und 19. Jahrhundert –, ist als Kulturleistung ersten Ranges zu betrachten und zugleich

1. Vgl. dazu Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*. Göttingen 1972, bes. S. 39-63.
2. So in der von den Oberlausitzer Ständen vorgeschlagenen evangelischen Kirchenordnung von 1690; zit. nach Frido Mětšk, *Studien zur Geschichte sorbisch-deutscher Kulturbeziehungen* (= Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung, 55). Bautzen 1981, S. 40.
3. Christiana Piniakowa, *Die sorbische Literatur*. In: *Die Sorben in Deutschland/Serbja w Němskej*. Sieben Kapitel Kulturgeschichte. Hrsg. v. Dietrich Scholze. Bautzen 1993, S. 119.

eine der Ursachen dafür, daß sich die slawische Minderheit im deutschen Umfeld bis heute behauptet und eine eigene ethnisch-kulturelle Identität ausgebildet hat. Freilich, das Bewußtsein vom Wert eigener Sprache und Literatur war bei den Sorben lange Zeit schwach entwickelt und auf eine schmale Intelligenzschicht beschränkt. Von Staats wegen gestärkt wurde es nur sporadisch, das Normale waren Restriktionen. Hochbedeutsam für Existenz und Prestige sorbischer Kultur wurden daher auch einzelne deutsche Gelehrte, meist Pfarrer oder Lehrer, die die Sprache der Minderheit erlernt, erforscht, gelehrt, in ihr gepredigt, ja teilweise sogar in ihr gedichtet haben. Pietisten des 17. und 18. Jahrhunderts setzten sich das Ziel, den sorbischen Bauern, Fischern und Landarbeitern in den beiden Lausitzen Bücher und Schriften religiösen Inhalts an die Hand zu geben. 1728 erschien die vollständige protestantische Bibelübersetzung auf obersorbisch im Druck. Mitglieder der 1779 gegründeten "Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz" erwarben sich besondere Verdienste um die Erforschung von Volkstum, Sprache und Geschichte der Sorben. Am Ende der Aufklärungsepoche entstand allmählich eine sorbischsprachige Dichtung.

Eine Grammatik des Sorbisch-Wendischen "nach dem Budissiner Dialekte" veröffentlichte 1830 der erste unter den großen sorbischen Dichtern, der spätere evangelische Pfarrer von Lohsa Handrij Zejler (1804-1872). Er wurde zum "Ahnvater der sorbischen Poesie" (Adolf Černý), die er sein Jahrhundert hindurch beherrschte. Ihm zur Seite stand als "Erwecker" Jan Arnošt Smoler (1816-1884), Verleger, Buchhändler und Publizist, dessen zweibändiges Hauptwerk "Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz" 1841/43 erschien. Die Erkenntnis der Zugehörigkeit zum Slawentum artikuliert als erster der Postwitzer Pfarrer Michał Frencl 1697 in einer Grußadresse an den durch Sachsen reisenden Zaren Peter I.: "Willkommen! Willkommen Ew. Czarische und Kaiserliche Majestät und Herrlichkeit (...), der große Czar und Großfürst, der mit viel tausend Millionen Unterthanen unsre wendische, oder sarmatische Sprache redet..."¹

Ein Empfinden für ihre Verwandtschaft war den "slawischen Stämmen" – wie Alexander Pypin 1880 in seiner gesamtswawischen Literaturgeschichte vermerkt hat – seit alters her "als Instinct, als Volksüberlieferung" eigen. Bürgerliche Nationen wurden die Völker Ost- und Südosteuropas im 19. Jahrhundert jedoch meist unter den Bedingungen politischer Fremdbestimmung.

1. Zit. nach Serbska čitanka. Sorbisches Lesebuch. Hrsg. v. Kito Lorenc. Leipzig 1981, S. 39.

Das ‐Bewußtsein der eigenen Schwäche war in der That so drängend, daß sich jede einzelne Nationalität durchaus eine Stütze suchen mußte, in moralischer und materieller Beziehung‐¹. Auch bei den Lausitzer Sorben, deren Siedlungsgebiet schon im Mittelalter zu einer ethnischen Insel inmitten deutscher Zuwanderer geschrumpft war, knüpfte sich das Verständnis sorbischer Eigenart häufig an das Erleben sprachlicher und kultureller Kontakte zu anderen slawischen ‐Stämmen‐: zu Tschechen, Slowaken, Polen oder Russen. Diese übernahmen die Funktion einer ‐Herkunftsgesellschaft‐. Ján Kollárs Idee von der slawischen Wechselseitigkeit fiel hier auf fruchtbaren Boden. Parallelentwicklungen innerhalb der tschechischen Wiedergeburt waren denn auch – neben der geographischen Nähe sowie innerkirchlichen Bindungen auf katholischer Seite – die triftigen Gründe dafür, dass sich die entstehende nationale Bewegung in der Lausitz insbesondere auf das tschechische Beispiel stützte.

1. Die sorbische nationale Wiedergeburt

Aus literaturgeschichtlich vergleichender Sicht profitierte die ‐Wiedergeburt‐ bei den Sorben zwar vom emanzipatorischen, rationalen Geist der Aufklärung und von den Ideen der Französischen Revolution, sie entfaltete sich jedoch – inspiriert von der zeitgleichen deutschen Klassik – erst innerhalb der Epoche der Romantik.

In der sog. nationalen Wiedergeburt spiegelte sich die spezifische historische Entwicklung der Sorben. Jetzt begann ihr Weg zu einer bürgerlich geprägten Nationalität. Der offenkundige Nachholebedarf führte zu einer Beschleunigung der geistig-kulturellen Prozesse, zu einer zeitlichen Verschränkung von ästhetischen Tendenzen bzw. Stilformationen, die in West- und Mitteleuropa gewöhnlich aufeinanderfolgten. Unter dem Zwang zum ‐Dienst am Volk‐ – die utilitäre Funktion – bildete allerdings in den ost- und ostmitteleuropäischen Literaturen auch die Romantik Merkmale einer primären Stilformation aus. Auffällig war dabei stets die nostalgische Hinwendung zur eigenen frühen Geschichte und zur mündlichen Überlieferung.

Wie in vergleichbaren Fällen läßt sich auch bei den Sorben die Wiedergeburt (eben jenes ‐Erwachen‐) in drei Phasen gliedern. Die *erste* korrelierte mit der Aufklärungsbewegung in der Region. Sie begann Mitte des 18. Jahrhunderts und dauerte bis zum Ende der Napoleonischen Kriege, als die Lau-

1. A. N. Pypin u. V. D. Spasovič, Geschichte der slavischen Literaturen. Nach d. 2. Auflage aus d. Russ. übrt. v. Traugott Pech. 2. Bd., 2. Hälfte. Leipzig 1884, S. 434.

sitzen 1815 unter Preußen und Sachsen neu aufgeteilt wurden. Die Charakteristika dieser Phase hießen aufgeklärter Absolutismus, Humanitätsideal, Freiheit des Geistes und des Individuums. In diesem Sinne galten nun auch Minderheiten als "natürliche" Subjekte, als "Kinder Gottes". 1767 hatte Jurij Mjeń mit seinem "Dichterlied" die sorbische Kunstdichtung eröffnet, wenig später verteidigte er in seiner "Messias"-Nachdichtung die sorbische Sprache als der deutschen ebenbürtig. Die Aufklärung selbst trug hier spezifische Züge: Die Sorben rezipierten eher die ihr innewohnende Gegenströmung, den Sentimentalismus; also nicht Kant und Descartes, sondern Klopstock, Claudius und Arndt. Die *zweite* Phase der Wiedergeburt datieren sorbische Historiker zwischen 1815 und den dreißiger Jahren. Unter dem Einfluß romantischer Ideen – namentlich die slawische Wechselseitigkeit – interessieren sich nun auch Angehörige anderer slawischer "Stämme" für den kleinen Bruder in der Lausitz. Es entsteht eine eigene Presse, Volkslieder und Märchen werden gesammelt, Gedichte auf sorbisch geschrieben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ermöglicht die weitere Ausbreitung nationalen Bewußtseins, fördert aber auch den Sprachwechsel. Darauf gründet – als *dritte und letzte Phase* – der Verlauf in den Jahren des Vormärz, also bis zur bürgerlichen Revolution von 1848/49: Nach den Bemühungen um Sprache, Kultur und Volkstum formiert sich eine politische Bewegung der Minderheit. Ihre Ziele sind demokratische Verhältnisse bei nationaler Gleichachtung, speziell für die Sorben die Überwindung der administrativen, konfessionellen und sprachlichen Teilung. Die nationale Bewegung ist nicht eben stark, kann sich aber auf eine Reihe von Institutionen stützen: 1842 wird an der Leipziger Universität ein Lektorat für slawische Sprachen eingerichtet (darunter Sorbisch), 1847 in Bautzen die wissenschaftlich-kulturelle "Mutter"-Gesellschaft Maćica Serbska gegründet. Sorbische "Haushaltungsvorstände" verfassen Petitionen an die Regierungen in Sachsen und Preußen.

Der Begründer der sorbischen Literatur Handrij Zejler tritt als romantischer Volksdichter noch hinter das Kollektivum zurück. Mit seinem poetischen Universum aber steht er für das Muster der primären Stilformation, das die sorbische Kultur bis an die Gegenwart heran dominiert und integriert hat. Denn die sorbische schöne Literatur ist genetisch mit der Romantik verbunden – einer Romantik freilich, die in ihrem nationalen Utilitarismus deutlich primäre Züge trägt.

Die Identität eines Volks oder einer Volksgruppe ist ein komplexes, veränderliches, ein dynamisches Phänomen. Die Attribute ethnischer Zugehörigkeit können vielfältig sein. In kleinen Gemeinschaften ist die Erkenntnis

eigener Spezifik bzw. die Suche danach häufig mit dem Bedürfnis nach Selbstbestätigung verbunden, was einen narzißtischen Beiklang haben kann. Charakteristisch ist die Tendenz, Schönheit und Wert der Muttersprache oder der engeren Heimat zu betonen. „In der Funktion eines ethnischen (bzw. regionalen) Symbols oder Heiligtums können darüber hinaus die unterschiedlichsten Faktoren auftreten: die Religion; das Brauchtum; ein Emblem oder eine Fahne; Landesväter oder berühmte Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart; denkwürdige Berge, Flüsse oder andere Lokalitäten; 'nationale' literarische oder musikalische Werke (z. B. eine Hymne); Nationaltrachten, Nationalgerichte oder andere Besonderheiten der materiellen und geistigen Kultur.“¹ Bei den Sorben waren für das Erleben nationaler Kontinuität und Identität – neben der Sprache – lange Zeit die Kultur (einschließlich Brauchtum) und die Religion grundlegend; insbesondere das römisch-katholische Credo erfüllt diese Aufgabe innerhalb des obersorbischen Kerngebiets der sog. Klosterpflege bis heute (man vergleiche etwa die Rolle des Katholizismus bei der Ausbildung des polnischen Nationalbewußtseins). Angesichts einer inzwischen erstaunlich differenzierten und umfangreich entfalteten sorbischen Literatur verwundert es nicht, dass dieser ebenfalls ein entscheidender Beitrag zum Erhalt des Ethnikums zugebilligt wird. „Wenn man die sorbische Kultur der letzten Jahrhunderte betrachtet, muß man wohl der Literatur darin den höchsten Stellenwert zugestehen, wenn man als Kriterium ihren Anteil an der Bewahrung des Ganzen nimmt“², hat der Schriftsteller Jurij Bržan 1993 erklärt. Er steht mit dieser Auffassung nicht allein, obgleich auch die Rolle der Musik hier erwähnt werden muß.

In der Epoche der nationalen Wiedergeburt, namentlich in der kulturintensiven Phase des Vormärz, dominierte unter den drei literarischen Gattungen unangefochten die Lyrik, die Verspoesie. 1827 schrieb der Theologiestudent Zejler seine Ode „Na sersku Łužicu“, sie wurde im 20. Jahrhundert zur Hymne der Sorben („Lausitz, schönes Land, wahrer Freundschaft Pfand! Meiner Väter Glücksgefil, meiner Träume holdes Bild, heilig sind mir deine Fluren!“). Den ersten Romanversuch, noch schematisch-didaktisch und allzu eindeutig wertend, unternahm 1878/79 der junge Jakub Bart-Ćišinski. Ćišinski (1856-1909) verfaßte 1879/80 auch das erste sorbische Schauspiel, ein Historiendrama. Für die Reflexion über ihre nationale Existenz, konkret

1. Leoš u. Vladimíra Šatava, *Dwójce z Walesa abo Pytanje paralelow* [Zweimal Wales oder Suche nach Parallelen]. In: *Rozhlad* (Bautzen) 44(1994)3, S. 82.
2. Jurij Bržan, „Die Enge ist sanktioniert“. In: *Perspektiven sorbischer Literatur*. Hrsg. v. Walter Koschmal. Köln-Weimar-Wien 1993, S. 51.

über die Lage der Volksgruppe nach der deutschen Reichseinigung, standen den Sorben damit alle drei literarischen Gattungen zur Verfügung.

Die Kaiserproklamation vom Januar 1871 hatte der jungen Generation der – damals noch etwa 200 000 – Sorben vor Augen geführt, daß verstärkte Anstrengungen zur Erhaltung des Volkstums notwendig waren. Dem Druck des geeinten Deutschlands mußte möglichst gleichfalls eine geballte Kraft entgegengesetzt werden. Denn die Industrialisierung (Kohleförderung, Glasindustrie, Verkehrswegebau etc.) bewirkte den Zerfall traditioneller Gemeinschaften, die Veränderung der herkömmlichen dörflichen Lebensformen. Ab 1875 bildete sich daher das Antidotum: die jungsorbische Bewegung, d. h. eine oppositionelle Strömung der akademischen Jugend in Leipzig und Prag. Sie bekämpfte Pessimismus und Resignation in der nationalen Frage und suchte den slawischen Nachbarvölkern, vor allem den Tschechen, in Kultur und Wissenschaft nachzueifern, um die empfundenen Rückstände aufzuholen. Die führenden Köpfe dieser Bewegung waren der Pfarrer und Schriftsteller Jakub Bart-Ćišinski sowie der Lehrer, Sprachwissenschaftler und Volkskundler Arnošt Muka (1854-1932).

In der sorbischen Literatur seit der Wiedergeburt hatte das Einfache, Gegenständliche, Nicht-Zeichenhafte, das allgemein Nützliche und Faßliche vorgeherrscht. Der Schriftsteller schrieb in dem Bewußtsein, für sein Volk zu arbeiten, es zu erwecken, zu bilden, ja zu beglücken – schließlich hatte Herder die Sorben als den unglücklichsten der slawischen “Reste in Deutschland” bezeichnet. So wuchs eine literarische Kultur auf der Grundlage der gegenständlichen Bedeutungen, wie sie vor allem den naturalistischen und realistischen Strömungen der Literaturgeschichte eigen sind. Neben dieser *inneren* (primären) Evolutionslinie entwickelte sich um die Jahrhundertwende eine zweite, die erst mit der Stärkung der *Außenperspektive* deutlicher hervortrat. Die Autoren dieser zweiten (sekundären) Evolutionslinie bevorzugten zeichenhafte, nicht-gegenständliche Bedeutungen, sie vermieden eindeutige Wertungen und Didaktik. In Roman und Drama um 1880 hatte Ćišinski noch traditionell belehrt. Mit seiner späteren Lyrik aber wurde er zum Begründer der zweiten Entwicklungslinie, indem er als erster Züge der Moderne in die sorbische Literatur einbrachte.

Die zweite Linie schloß den fremden, den andersethnischen Rezipienten bewußt ein, die literarische Kommunikation wurde zur strukturellen Dialogizität hin erweitert. Mitte des 20. Jahrhunderts erwuchs daraus in der Konsequenz der sukzessive Übergang von der sorbischen Einsprachigkeit zur sorbisch-deutschen Zweisprachigkeit. Diese Situation barg und birgt offen-

kundig Gefahren für die nationale und kulturelle Identität des Ethnikums. “Die Basis dieser Identität ist aber zweifellos eine solidere, schließt sie doch das Komplexe und die anderen Kollektive nicht länger aus”, folgert der Slawist und Komparatist Walter Koschmal, “sondern bezieht sie in einen Dialog Gleichberechtigter und Gleichwertiger ein.”¹ Auch sorbische Literatur basierte also fortan auf der Dialektik zweier Evolutionslinien bzw. Stilformationen, wobei die primär-gegenständliche, die bis in die Gegenwart dominiert, zugleich die Garantin der Tradition war und ist. Hier gründet eine Ambivalenz, die die sorbische Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg stets unausgesprochen begleitet hat.

2. Sorbische Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg

Hat die sorbische Literatur zwischen 1945 und 1990 einen eigenen ethnischen Diskurs als “Gegendiskurs” entfalten können? Konnte oder wollte sie sich der Kulturpolitik im administrativ-zentralistischen System der DDR widersetzen? War überhaupt eine Pluralität der Diskurse denkbar, in der sich das Zentrum von der Peripherie her beeinflussen ließ? In Teilbereichen war dies durchaus möglich.

Mit der kulturellen Autonomie, die das alte sächsische “Gesetz zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung” (1948) bot, war die sorbische Literatur zunächst von ihrem (ausschließlichen) nationalen Auftrag befreit, war sie gewissermaßen frei zur Universalität. An Autoren, Themen und Formen gemessen, erlebte sie in der Folgezeit einen enormen Aufschwung. Es ist begreiflich, dass in der ersten Phase nach Nationalsozialismus und Krieg ein Pathos der Befreiung erklang – und zwar bei Autoren unterschiedlicher Weltanschauung. Auch die Aufbauthematik, die schon in der Sowjetischen Besatzungszone – also noch vor 1949 – postuliert wurde, fand bei den Sorben rasch Widerhall.

Da es an einer ausgebildeten Intelligenz zunächst ebenso fehlte wie an der nötigen Infrastruktur (etwa Verlag, Druckerei, Kulturhäuser, Zeitschriften), entwickelte sich das sorbische literarische Leben nach 1945 nur langsam. Vor allem junge Schreiber waren geneigt, den Mangel und die existentielle Not durch forcierten Optimismus auszugleichen. Gedichttitel aus den Nachkriegsjahren bezeugen dies: “Unser ist die Zukunft”, “Eine neue Welt wird geboren”, “Die Welt wird schöner”, “Zum Licht”. Durch konsequenten Glauben an die Utopie zeichnete sich namentlich die Lyrik von Jurij Brězan (geb.

1. Walter Koschmal, Perspektiven sorbischer Literatur. Eine Einführung. In: Ebenda, S. 11.

1916) aus. Trotz gelegentlicher Berufung auf slawische Gemeinsamkeiten war Brězan frühzeitig klar geworden, dass die Lösung der “Sorbenfrage” nur im Rahmen des politischen Umbruchs in Ostdeutschland real, mit einer “zweiten Befreiung” etwa durch die Tschechen aber nicht zu rechnen war. Brězan vermochte – nach einer Formulierung von Kito Lorenc – “das Pathos des demokratischen Aufbaus, das er als sorbischer Brigadeaktivist ‘ausgesät’ hatte, als vaterländisches Pathos der DDR zu ‘ernten’”.¹

Die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Sorben in den Lausitzen hatten bewirkt, dass die Minderheit eine besondere Sensibilität für nationale Belange entwickelte, dass sie sich – 1000 Jahre im deutschen Staatsverbund lebend – stets nach einem besseren, “anderen” Vaterland sehnte. Dieses schien mit dem 1949 geschaffenen ostdeutschen Staat, der seinen Bürgern sorbischer Nationalität die soziale und politische Gleichachtung bot, endlich gewonnen. Brězans früher vielberufenes, episch-freirhythmisches Langedicht “Wie ich mein Vaterland fand” aus dem Anfangsjahr 1950 verlieh dieser Akzeptanz anschaulich Ausdruck. Für den einst im doppelten Sinne – sozial wie national – vaterlandslosen Gymnasiasten, als der er aus Nazi-deutschland hatte fliehen müssen, wurde die Republikgründung zum alles überstrahlenden biographischen Grunderlebnis. Er ist darauf später immer wieder zurückgekommen. Die Entstehung des Gedichts war übrigens inspiriert durch einen Besuch – innerhalb einer Gruppe von Sorben – beim Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck. Für die DDR-Literatur jener Zeit um 1950 war es ein absolutes Novum, daß die als Provisorium gedachte Teilrepublik nicht als Vorläuferin einer gesamtdeutschen Regelung, sondern als die geschichtliche Erfüllung proletarisch-plebejischer Vaterlandssehnsucht schlechthin betrachtet wurde. Nicht zufällig empfand gerade ein Sorbe, für den bis dahin nur die Bindung an die engere Heimat existiert hatte, dass das “Land des Vaters”, die Lausitz, nun vom Prinzip her in einer höheren Qualität aufgehoben war. Mit Brězans Bekenntnis “Ich hab es gefunden – / mein, / ja, mein Vaterland” war eine Stufe der Identifikation erreicht, von der aus in den folgenden Jahrzehnten der Abwärtstrend, die Desillusionierung einsetzte.

Als Teil eines größeren Ganzen war die sorbische Literatur in alle Abläufe eingebunden, die die kulturelle und kulturpolitische Entwicklung im Osten Deutschlands kennzeichneten. Während sie sich zuvor, in sprachlicher Isolation, um die Verteidigung einiger nationaler Rechte bemüht hatte, wollte sie

1. Kito Lorenc, Lyrika Jurja Brězana jako basnistwo aktivistow prěnjeje hodžiny [Die Lyrik Jurij Brězans als Dichtung der Aktivisten der ersten Stunde]. In: Jurij Brězan, Basnje [Gedichte]. Bautzen/Budyšin 1980, S. 292.

nun – zu Beginn tatsächlich voller Optimismus und Lebensfreude – zum Aufbau der neuen Ordnung nach Kräften beitragen. Es entsprach der Leninschen Interpretation des Selbstbestimmungsrechts, daß die Klassenfrage dabei vor der nationalen Frage rangierte. Die gesetzlich garantierte Gleichberechtigung und die großzügige staatliche Förderung von Sprache und Kultur begründeten bei einem Großteil der sorbischen Intelligenz eine affirmative Grundhaltung zum Sozialismus. Gerade die Literatur erlebte nach 1945 einen Zuwachs an Quantität und Qualität, der alles bis dahin Gekannte übertraf und das Prestige sorbischer Kultur und Identität nachhaltig festigte. Zunächst in Zeitungen und Zeitschriften, ab den fünfziger Jahren zunehmend in Buchausgaben prosperierte eine originäre Lyrik und Prosa (Dramatik wesentlich weniger), die sich im Gattungsgefüge ständig weiter differenzierte. Ab 1951 erschienen Bücher sorbischer Autoren auch in deutscher Sprache (z. T. bei Berliner, Leipziger oder Hallenser Verlagen). In der Prosa überwogen realistische Weltmodelle, die das einseitige Abbildverständnis jener Zeit bedienten. Geschrieben wurden im allgemeinen Erzählungen und Romane, die in ihrem Glauben an den Fortschritt, an das Gute, Menschliche, Sozialistische als vorbildhaft gelten konnten. Auf das vormoderne, mythisch-zyklische Weltbild der – vorwiegend bäuerlichen – sorbischen Minderheit nahm Literatur damals kaum Bezug. Verdrängt wurde in den 40 Jahren zwischen 1950 und 1990 überdies die Tatsache, daß der Entscheid für eine politisch-ideologische Orientierung anders motivierte Energien brachlegte. Religiöse Aktivitäten oder Gruppeninteressen konnten sich nur in engen Grenzen entfalten.

In den sechziger Jahren trat in der literarischen Kommunikation der DDR eine Tendenzwende ein. Die bis dahin dominante Erziehung und Belehrung der Leser durch – oft aus der Emigration heimgekehrte, der Partei verbundene – Schriftsteller schwächte sich ab. An ihre Stelle trat – schon in Einklang mit Bachtin – tendenziell ein Dialog zwischen Produzenten und Rezipienten über die weitere gesellschaftliche Entwicklung. Es kam eine neue, für Experimente offene Generation sorbischer Autoren zu Wort, darunter etwa Jurij Koch oder Kito Lorenc. Es entstand zwar noch keine Opposition, doch die Themen reichten über das sorbische Dorf hinaus, die psychologische Gestaltung der Figuren wurde vielfältiger. Die Prosa triumphierte endgültig über die Lyrik. Zugleich wandte man sich bewußt dem eigenen Erbe zu: Werkausgaben von Zejler und Ćišinski wurden im sorbischen Verlag vorbereitet.

Nach dem Mauerbau von 1961 war das Ostdeutsch-Nationale, das "Eigene", nicht nur als ideologisches Postulat in den Vordergrund der Kulturpolitik gerückt. Auch die Literatur der Sorben war nun gehalten, sich klar als Be-

standteil der Nationalkultur der DDR zu präsentieren. Erleichtert wurde dies u. a. durch die Schaffung des Domowina-Verlags in Bautzen (1958), womit sich die Publikationsbedingungen beträchtlich verbesserten. Doch gerade in der veränderten Situation wurde Unsicherheit über die Funktion der sorbischen Literatur offenbar. Es entflammte eine Diskussion um das "National-spezifische". Wie verhielt es sich zur "sozialistischen deutschen Nationalkultur" der DDR? Wurde durch das formelhafte Bestandteil-Axiom nicht von der ethnischen Eigenart abgelenkt? Welchen Platz sollten die Sorben in der künftigen Gesellschaft einnehmen? Sollten die nationalen Unterschiede zugunsten sozialen Ausgleichs verschwinden? Sollten die Schriftsteller auf national geprägte Inhalte verzichten? Diese und andere Fragen wurden seit den sechziger Jahren sehr unterschiedlich beantwortet.

1967 erklärte der Lyriker Kito Lorenc (geb. 1938) in dem vielbeachteten Essay "Struga – eine Konfession": "... was dem sorbischen Dichter Jurij Brězan vor 18 Jahren endliches Ergebnis am Ziel langen Suchens war, jenes 'Ich hab es gefunden ... mein Vaterland', das konnte unserem Weg nur Beginn sein."¹ Ohne die Mittellausitzer Heimat aufzugeben, beanspruchte Lorenc für seine Gedichte den "ganzen Raum" gesellschaftlicher Praxis, lehnte er eine Selbstbeschränkung auf lokale, folkloristische Überlieferung ab. In dem programmatisch zweisprachig veröffentlichten Bekenntnis übernahm er Verantwortung für das "Ganze", Gesamtstaatliche. Das Sorbische erschien als dessen konstitutiver Teil, weniger als ein Eigenes, Besonderes, das zu schützen war. Dem erklärten Eintritt ins Vaterland war 20 Jahre später die Mitgestaltung, das Mittragen gemeinsamen Schicksals gefolgt, darunter als Menetekel die "Sprachen und Sitten durcheinanderwirbelnde Industrialisierung der Lausitz".

In den siebziger Jahren gaben auch die sorbischen Autoren Illusionen hinsichtlich des real existierenden Sozialismus allmählich auf. In gleichem Maße schwand die individuelle Identifizierung mit der politischen Ordnung. Wachsender Realitätssinn brachte nicht nur eine Vielfalt an literarischen Gestaltungen – sorbische Schriftsteller engagierten sich von nun an direkt oder indirekt gesellschaftskritisch, worauf die Staatssicherheit nachweislich mit verstärkter Beobachtung und zum Teil mit Repressalien gegenüber einzelnen reagierte.

1. Kito Lorenc, Struga. *Wobrazy našeje krajiny*. Bilder einer Landschaft. Budyšin/Bautzen 1967, S. 11.

Ihrer Kleinheit und relativen Abgeschlossenheit verdankte die sorbische Kultur seit je ein ausgeprägtes Gespür für Bedrohung und Verlust. Aus dieser Differenzqualität entwickelte sich namentlich in der späten DDR eine spezifische Kompetenz, ein „drittes Auge“ der Literatur für Fragen der Umwelt. Die Sorben okkupierten dieses Thema geradezu. Es war, als hätten sie aus dem einst fest umschlossenen Raum, der sorbischen „Insel“, die Erinnerung an eine heile Welt bewahrt. Dieses Bewußtsein äußerte sich zu einem recht frühen Zeitpunkt und im Interesse aller Bewohner des Landes, die von Braunkohlenabbau, industrieller und militärischer Umweltverschmutzung u. dgl. betroffen waren.

Die ersten Verweise auf den Sachverhalt finden sich in Gedichten von Kito Lorenc aus den sechziger Jahren. In dem formal ans Volkslied anknüpfenden Text „Džiwne přeměnjenje“ („Seltsame Verwandlung“) gewann der Lyriker der Braunkohlenförderung noch einen humoristischen Aspekt ab:

„Was wächst in der sorbischen Heide? Pilze wachsen, Pilze. Was tun wir mit so vielen Pilzen? Wir braten sie, wir braten. Worauf braten wir die Pilze? Auf Kohlen, auf Kohlen. Woher nehmen wir die Kohlen? Wir fördern sie, wir fördern. Wo fördern wir die Kohle? In der Heide, aus einer großen Grube. Wo aber bleibt die Heide? Wir lassen sie, verlassen sie. Was wird dann mit den Pilzen? Die gibt's nicht mehr, sind fort. Was braten wir auf den Kohlen? Fische, dicke Fische. Woher nehmen wir die Fische? Wir angeln sie, wir angeln. Wo angeln wir die Fische? In der Heide, in der großen Grube. Was wächst in der sorbischen Heide? Fische wachsen, Fische.“¹

Hatte Lorenc 1967 in „Struga“ noch metaphorisch-treuerherzig vom Aufschluß der „Tagebaue unserer Herzen“ gesprochen, so kommentierte er diese „lyrische Kohleveredlung“ 1984 selbstkritisch-ironisch: „Die Kohlen stimmten, und der Schornstein rauchte – ja. Dafür entschädigten wir und dachten uns schadlos zu halten mit zusätzlicher Düngung der Kiefern- und Fichtenschonungen aus der Luft, mit Kunst-Dünger zur Menschenschonung. Wir schrieben das Wort Um zu groß und lieferten frei Welt, was uns Luft zum Atmen war – als ging es uns nicht um Welt, als wäre sie bloß um uns, nicht wir in ihr und sie nicht in uns.“² Großräumige Kohleförderung und Energieerzeugung hatten, vor allem in der Niederlausitz, schon Ende des 19. Jahrhunderts

1. Kito Lorenc, *Kluče a puče* [Schlüssel und Wege]. Budyšin 1971, S. 83 [Übersetzung D. Sch.]. Vgl. auch Christian Prunitsch, *Sorbische Lyrik des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Evolution der Gattung* (= Schriften des Sorbischen Instituts/Spisy Serbskeho instituta, 29). Bautzen 2001, bes. S. 229–231.
2. Kito Lorenc, *Wortland. Gedichte aus zwanzig Jahren*. Leipzig 1984, S. 164.

eingesetzt, und in der DDR glaubte man anfangs, ihre assimilatorischen Konsequenzen für die Minderheit in einen politischen Gewinn, nämlich die Stärkung der sorbischen Arbeiterklasse, ummünzen zu können. Das funktionierte weder soziologisch noch kulturell.

Der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach Erhalt sorbischer Landschaft, Sprache, Kultur, eben "Heimat", und dem Zwang zur Versorgung des Landes mit Energie ist von dem Cottbusser Autor Jurij Koch (geb. 1936) in einem dramatischen Text 1977 eindrucksvoll thematisiert worden: dem Theaterstück "Landvermesser" ("Mój wuměrjeny kraj"), das auf deutsch, sorbisch und polnisch inszeniert worden ist. Für die in der Wirklichkeit unmögliche Vermittlung des Widerspruchs fand Koch eine poetische Lösung, eine Liebesbeziehung – doch der Eindruck des Elegischen blieb. Der hohe Preis dessen, was als Fortschritt galt, mochte beklagt werden, es schien gleichwohl unvermeidlich, ihn zu entrichten.¹

Mit dem Bewußtsein für die Widersprüche in der Realität korrespondierte in den achtziger Jahren bei mehreren sorbischen Autoren eine Tendenz zur Publizistik und Essayistik. Wachsende Bedeutung erhielt ein Gestus von Überredung, Mahnung, Appell, der die spezifisch literarischen Mittel überlagerte. Als in der Substanz gefährdetes, kleines Volk ohne sozioökonomische Basis empfinden die Sorben die Bedrohungen der Zeit jeweils besonders intensiv. Sie haben auf Problemlagen mitunter eher und nachdrücklicher reagiert als die mitwohnenden Deutschen. In ihrer Literatur ist das subversive Potential des Minderheitendiskurses schließlich zur Geltung gelangt und hat verhindern helfen, daß die akuten Probleme "unter den harmonischen Teppich" (Lorenc) gekehrt wurden.

3. Schluß

Die sorbische Literatur existiert seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in zweierlei sprachlicher Gestalt: sorbisch und deutsch. So wünschenswert Erhaltung und Festigung eines vollständigen sorbischen Kommunikationskreislaufs mit Zeitungen und Zeitschriften, Büchern, Theater, Rundfunk, Film und Fernsehen, Musik und bildender Kunst sind – im allgemeinen Interesse liegt die Beteiligung der deutschen Nachbarn an alledem. Immerhin werden Werte übermittelt. Darüber hinaus haben sorbische Autoren die Zweisprachigkeit als grundsätzliche Chance zur Wirkungssteigerung erkannt.

1. Vgl. Dietrich Scholze, Zur Entfaltung des sorbischen Dramas. Jakub Bart-Ćišinski – Jurij Bržan – Jurij Koch. In: Perspektiven sorbischer Literatur. Op. cit., S. 192–196.

Sorbische Schriftsteller bieten ihre Texte daher heute als sorbische oder deutsche Originale, als gleichwertige anderssprachige Autorversionen oder aber als (eigene oder fremde) Übersetzungen, wobei diese Abstufungen zu einem postmodernen Spiel mit der ethnisch-kulturellen Identität einladen. "Der sorbische Dichter der Gegenwart hat die eng gezogene Grenze seiner bloß eigenen Welt, die ihn die anderen, insbesondere die Träger der deutschen Kultur, über Jahrhunderte als fremd ausgrenzen ließ, nicht nur ausgeweitet, sondern überschritten. Diese Grenze stiftete und garantierte ihm freilich auch Identität."¹ Der Verlust der Trennlinie aber birgt – und soziologisch gesehen liegt hier eine Parallele zur zunehmenden Zahl der sorbisch-deutschen Mischehen – die Gefahr einer Schwächung des ethnischen Zusammenhalts. So ist es nicht verwunderlich, dass auch eine neokonservative Gegen Tendenz in Erscheinung tritt: die Tendenz zur dezidierten Abgrenzung, zur Nach-Wende-Erneuerung durch Selbstreproduktion aus der traditionellen sprachlichen, religiösen und folkloristischen Substanz – vorausgesetzt, diese ist ausreichend intakt.

Im katholischen Kerngebiet der Oberlausitz – zwischen Bautzen, Kamenz und Hoyerswerda – sind die Voraussetzungen dafür noch vorhanden, in weiten Teilen des deutsch-sorbischen Siedlungsgebiets jedoch nicht mehr. Bei den jüngeren Generationen erfolgt die Selbstreflexion dort vorwiegend über das Deutsche. Sorbische Identität ist weithin eine transitorische, eine Identität des Dazwischen, des Widerspruchs in sich – was keineswegs ausschließt, dass sich ein Sorbe/eine Sorbin nach wie vor überzeugend auf die geschichtliche, mythische oder kulturelle Tradition des (nichtdominanten) Ethnikums beruft. Sorbische Identität ist somit nicht mehr selbstverständlich, naturgegeben, sie ist vielmehr – nach Konrad Köstlin – eine "bewußt gepflegte und gewollte, reflektierte Angelegenheit"².

Zu dieser Reflexion beizutragen und der sorbischen Identität damit eine neue, auf andere Art stabile Basis zu geben ist eine Aufgabe, die im geistig-künstlerischen Bereich nach wie vor die Literatur wahrnehmen kann.

-
1. Walter Koschmal, Sorbische Literatur in deutscher Sprache. In: Ebenda, S. 309.
 2. Konrad Köstlin, Sorbische Kulturforschung im europäischen Rahmen. In: Lětopis. Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur. Časopis za rěč, stawizny a kulturu Łužiskich Serbow 40(1993)2, S. 7.

Armin Jähne

Elisabeth Charlotte Welskopf (1901 – 1979). Gedanken zu ihrem 100. Geburtstag

„Wenn wir über den Gegenstand der Alten Geschichte größere Klarheit erringen wollen, als wir sie heute besitzen, so ist es die wissenschaftliche Aufgabe des Historikers, in doppelter Richtung zu arbeiten: das Quellenmaterial mit allen Kräften und aller Sorgfalt weiter zu erschließen, neue Ergebnisse nicht urteilslos, aber vorurteilslos zur Kenntnis zu nehmen und die uns bis jetzt zur Verfügung stehenden Begriffe mit neuen Fragen zu überprüfen, dabei noch wesentlich zu verfeinern, auch neue Begriffe aus neuem Material zu entwickeln... (Damit) untrennbar verbunden ist die Möglichkeit einer Einsicht in allgemeine Zusammenhänge der Geschichte, in historische Gesetze. Wenn es zutrifft, dass die Entdeckung des νόμος in der Sphäre der Natur auf Herakleitos zurückgeht, so konnte dies nur der Fall sein, weil für den hellenischen Bürger der νόμος mehr gewesen ist als nur die Satzung. Νόμος war zugleich Wesen der Polis (der Stadt, des Staates – A. J.), innere Notwendigkeit, für das Mitglied des Gemeinwesens unabdingbar. Für den πολίτες allerdings war der νόμος zugleich Kampfergebnis – um ihren νόμος sollten nach Herakleitos (*Vorsokr.* B 44/ Kranz) die Bürger kämpfen wie um ihre Mauer -, und dieser doppelte Charakter haftete dem historischen Gesetz immer an. Neue Möglichkeiten ergeben sich aus dem geschichtlich jeweils Vorausgegangenen, eine neue Wirklichkeit muß immer schwer errungen werden, mit vielen Verlusten, Verlusten ganzer Völker und hoher Kulturen, wie die Geschichte der Alten Welt zeigt, Verlusten an menschlicher Begabung und Initiative durch noch nicht überwindbare Knechtschaftsverhältnisse, in denen sich Leitung und Ausführung verwirklichten. Die Beschreibung und wesensmäßige Einbeziehung der Fakten dieser durchaus konkreten Kämpfe ist wissenschaftlich, politisch, pädagogisch von hohem Wert. Nicht einmal den Charakter eines Philosophen können wir mit Philosophie allein bilden. Die Menschen haben

immer die Verantwortung für ihre eigene Geschichte, für die Realisierung ihrer eigenen Möglichkeiten, die Verwirklichung ihrer selbst gehabt.“¹

Das ist einer der nicht nur für den Althistoriker interessanten, credohaft-programmatischen Gedanken, die Elisabeth Charlotte Welskopf am 19. November 1964 in einer Sitzung der Klasse für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vortrug. Im gleichen Jahr war sie als erste Frau Ordentliches Mitglied dieser Gelehrtengesellschaft geworden.

I.

Elisabeth Charlotte Welskopf wurde am 15. September 1901 in München als Tochter eines liberal eingestellten, demokratisch gesinnten Rechtsanwalts geboren. Da der etwas eigenwillige Vater mit beruflichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, zog die Familie zuerst nach Stuttgart, dann nach Berlin. Hier machte Elisabeth Charlotte ihr Abitur und bezog sie 1921 die Universität. Sie studierte Nationalökonomie, Alte Geschichte bei Eduard Meyer, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf und Ulrich Wilcken, außerdem Philosophie bei Eduard Spranger. Daneben befasste sie sich mit Rechtswissenschaft, Wirtschaftsgeschichte und bei Kurt Breysig mit kulturgeschichtlich-soziologischen Fragestellungen. 1925 promovierte sie „magna cum laude“ mit einer Arbeit über die Organisationsformen des internationalen Schuhwarenhandels.² Die Prüfer waren Ulrich Wilcken, Eduard Spranger und Hermann Schumacher. Weitergehende akademische Pläne, so die ihr von Ulrich Wilcken nahegelegte Habilitation, mussten aufgegeben werden, weil sich die materielle Lage der Familie im Zuge der Inflation zusehends verschlechtert hatte und die Notwendigkeit des Broterwerbs in den Vordergrund rückte.³

Zunächst als Betriebsstatistikerin arbeitend, trat sie 1928 als Referentin in den Dienst des Statistischen Reichsamtes. Diese bis 1945 dauernde Tätigkeit bot ihr nicht nur tieferen Einblick in die Wirtschaftsmechanismen der kapitalistischen Gesellschaft, sondern sensibilisierte sie auch sozial und war zudem

1. E. Ch. Welskopf, Die wissenschaftliche Aufgabe des Althistorikers, Berlin 1965, S. 11f. (SB der DAW zu Berlin, Klasse f. Philosophie, Gesch., Staats-, Rechts- u. Wirtschaftswiss., Jg. 1956, 2).
2. Die hier gemachten und die folgenden Angaben zur Person von E. Ch. Welskopf finden sich in ihrem Personalbogen und Lebenslauf, in: Archiv HUB, Personalakte Welskopf, W 639, Bd. 2, Bl. 1 - 8; auch G. Audring, Humanistin und Forscherin: Elisabeth Charlotte Welskopf, in: *Altertum* Bd. 33/2, 1987, S. 121f.
3. Bewerbung vom 24. März 1949 um die Ausbildung als Dozent für Geschichte (Alte Geschichte), Archiv HUB, Personalakte Welskopf, W 639, Bd.1, Bl. 197.

eine gute Schule für Menschenkenntnis und den Umgang mit den administrativ Mächtigen. Noch in einer anderen Hinsicht - persönlich, politisch und beruflich - sollte die Zeit zwischen 1933 und 1945 prägend für Welskopf werden. Aus einer anfänglichen, bildungsbürgerlich und elitär bedingten Abneigung gegen das nationalsozialistische Regime erwuchs über Kontakte zum Kreis der Bekennenden Kirche, aus menschenfreundlichen Hilfeleistungen für bedrängte Juden und kriegsgefangene Franzosen der Wille, sich bewusst dem Widerstand gegen den deutschen Faschismus anzuschließen. Die schicksalhafte Begegnung mit dem Sachsenhausen-Häftling, dem Kommunisten Rudolf Welskopf, führte zu einem geheimen Briefwechsel mit ihm und zu aktiver Hilfe bei seiner 1944 geglückten Flucht, durch deren Umstände beide sich vor allem geistig und mental sehr nahe kamen, ja Liebe aufkeimte, so dass sie 1946 heirateten.¹ Das selbst Erlittene – Gestapoverhör und Bombennächte, das Desaster des verlorenen Krieges, die Verbrechen der Nazis und der Einfluß des willensstarken, zugleich einfühlsamen und undogmatischen Kommunisten waren für Welskopf Grund genug, 1946 in die KPD bzw. SED einzutreten, sich für den Aufbau einer antifaschistisch-demokratischen Gesellschaft in Deutschland, für eine Gesellschaft ohne Ausbeutung, Unterdrückung und Rassenhaß, für soziale Gerechtigkeit und Frieden zu engagieren. Hinzu kam eine von nun an systematische, das ganze weitere Leben währende Beschäftigung mit dem Marxismus.²

Von 1945 an arbeitete E. Ch. Welskopf in der Berliner Verwaltung, zuerst als Hauptreferentin im Bezirksamt Charlottenburg. Dann war sie Geschäftsführerin der Baustoff-Ost GmbH und vor allem mit Fragen der Wirtschaftsplanung beschäftigt.³ Die im Osten Deutschlands sich grundsätzlich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse boten ihr jedoch die einmalige Chance, sich erneut und ganz einer wissenschaftlichen Tätigkeit zuzuwenden.

II.

Am 5. März 1947 erließ die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) den Befehl 55/47, der die Ausbildung von Wissenschaftlern und Hochschullehrern in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) forderte (im Sinne notwendigen wissenschaftlichen Nachwuchses). Die Durchsetzung

1. G. Audring, a. a. O., S. 121f.; siehe auch die aufschlussreichen Selbstzeugnisse im autobiographischen Roman „Jan und Jutta“, Berlin 1954 (mehrere Auflagen).
2. So besuchte sie nach eigenen Angaben die Abenduniversität des Marxismus-Leninismus, Lehrgang 1.
3. Auch ihr Mann, R. Welskopf, war im Berliner Verwaltungsapparat tätig.

des Befehls oblag der Deutschen Verwaltung für Volksbildung in der SBZ. Eine der damit anfänglich betrauten Personen war der aus der englischen Emigration zurückgekehrte Ernst Hoffmann, später Professor für Geschichtstheorie an der Humboldt-Universität.¹ Er sollte noch bedeutsam für die wissenschaftliche Entwicklung Welskopfs werden.

Am 24. März 1949 bewarb sie sich „um die Ausbildung als Dozent für Geschichte (Geschichte des Altertums) und für Geschichtsphilosophie“. In ihrer Begründung dieses nach vielen Jahren andersartiger Tätigkeit wagemutigen Schrittes schrieb sie: „Aus finanziellen Gründen hatte ich nicht die Möglichkeit, die Laufbahn wissenschaftlicher Forschung einzuschlagen. Ich war als Nationalökonom im wissenschaftlichen Dienst der öffentlichen Verwaltung tätig und arbeitete privat in Geschichtswissenschaft und Philosophie weiter. Diese Privatarbeiten betrafen vornehmlich Geschichtsphilosophie sowie die historischen Umwälzungen des Beginns der römischen Kaiserzeit. Veröffentlichungen waren mir bei meiner wissenschaftlichen und politischen Einstellung während des Hitlerregimes nicht möglich. 1944 verbrannte mein gesammeltes Material und meine umfangreiche Bibliothek... Ich bin entschlossen, meine Arbeit auf dem Gebiet der Geschichtsphilosophie und anschließend auch der alten Geschichte wieder aufzunehmen und bitte um die entsprechende Unterstützung seitens der Deutschen Verwaltung für Volksbildung“. Gleichzeitig entwarf sie in aller Kürze – als „besonderen Wunsch“ – ihr Forschungsprogramm: Ziel sollte eine „Geschichte der Geschichtsphilosophien“ unter Berücksichtigung der Utopien und auch der Sagen der Naturvölker sein. Etappen auf dem Wege dorthin waren ihr die „Selbstdeutung des griechisch-römischen Altertums in Sagen, Philosophien und Utopien“, die „Vorstellungen über die Antike in den nachfolgenden abendländischen Wirtschafts- und Kulturkreisen“, die Beschäftigung mit einzelnen Abschnitten des Altertums und der Frage, „welchen Wert für unser Erkennen und damit für unser Handeln heute das Studium der Geschichte des Altertums haben kann“.²

Der Umfang dieses im Ansatz durchaus innovativ angelegten Forschungsvorhabens sprengte natürlich den Rahmen einer zeitlich begrenzten wissenschaftlichen Qualifizierungsarbeit. Richtet man jedoch den Blick nach

1. Am 14. Dezember 2001 befragte ich Prof. E. Hoffmann zur Entstehungsgeschichte der Habilitationsschrift von Welskopf. Besonders interessierte mich, wie das Thema der Forschungsarbeit gefunden wurde.
2. Bewerbung vom 24. März 1949 um die Ausbildung als Dozent für Geschichte (Alte Geschichte), Archiv HUB, Personalakte Welskopf, W 639, Bd.1, Bl. 197.

vorn auf die schließlich vorliegende wissenschaftliche Gesamtleistung E. Ch. Welskopfs, so läßt sich unschwer festzustellen, dass im Laufe von drei Jahrzehnten das 1949 konzipierte Forschungsprogramm zum Großteil tatsächlich verwirklicht worden ist. Das betrifft die Monographie „Probleme der Muse im alten Hellas“ (1962) ebenso wie den Aufsatz „Die wissenschaftliche Aufgabe des Althistorikers“ (1965) oder das von ihr initiierte, sieben Bände umfassende semasiologische Werk „Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt“ (1981 – 1985).¹

Nach der am 29. März 1949 erfolgten Zulassung zur Ausbildung als Wissenschaftler und Hochschullehrer begann Welskopf am 1. April 1949 an der Berliner Humboldt-Universität eine planmäßige Aspirantur, die am 1. Oktober 1952 außerplanmäßig um ein weiteres Jahr verlängert wurde und von diesem Zeitpunkt an mit der Wahrnehmung einer Dozentur für Alte Geschichte verbunden war.² 1958 wurde sie als kommissarischer Leiter der Abteilung Geschichte des Altertums am Institut für Geschichte der Humboldt-Universität eingesetzt, im Oktober 1960 zum ordentlichen Professor berufen und 1961 Leiter der einzurichtenden Abteilung Allgemeine Geschichte des Altertums.

Obwohl bald darauf emeritiert, übte sie ihre Forschungs-, Lehr- und Leitungstätigkeit noch einige Zeit in vollem Umfange aus. Dennoch geriet die Entwicklung der Fachabteilung erneut ins Stocken. Als E. Ch. Welskopf 1964 zum Ordentlichen Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt wurde, verband sie fortan ihre wissenschaftliche Tätigkeit mit dieser Institution. Zwischen ihr und der Universität kam es zu einem mehr oder weniger deutlichen Bruch, bedingt durch das dort besonders gering-schätzbare Verhältnis zur Alten Geschichte, noch verstärkt durch die bornierte Haltung der Institutsleitung. Trotzdem stand sie den an der Universität lehrenden Fachvertretern mit ihrem Rat und ihrer moralischen Unterstützung weiterhin zur Seite. Leider führte sie nicht die Autorität ihrer Person ins Feld, um die Auflösung der Abteilung Allgemeine Geschichte des Altertums, nach 1968 des Bereichs Alte Geschichte, zu verhindern. An der Jahreswende 1969/70 hatte die Alte Geschichte aufgehört, als selbstständiges Lehrfach an der Humboldt-Universität zu existieren.

1. E. Ch. Welskopf, Probleme der Muse im alten Hellas, Berlin 1962; dies., Die wissenschaftliche Aufgabe des Althistorikers, 1965; dies. (Hrsg. †), Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt, Bd. 1 – 7, Berlin 1981 – 1985.
2. Zulassung vom 29. März 1949, Archiv HUB, Personalakte Welskopf, W 639, Bd. 1, Bl. 195; Bescheinigung vom 26. April 1949, ebenda Bl. 194; auch Personalbogen ebenda, Bd. 2.

III.

E. Ch. Welskopfs wissenschaftliche Forschungen, immer unter dem Aspekt der anfangs zitierten „Wissenschaftlichen Aufgabe des Althistorikers“ betrachtet, gingen von einem heute immer noch anstrebenswerten ganzheitlichen Verständnis dessen aus, was gemeinhin als „Geschichte des Altertums“ bezeichnet wird. Unter „Geschichte des Altertums“ verstand sie, darin ihrem Lehrer Eduard Meyer und auch Vorstellungen von Karl Marx folgend, aber anders als das antiquierte, enger angelegte Modell von Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, nicht nur die Geschichte des antiken Griechenlands, Roms und des Alten Orients, sondern „auch die alte Geschichte Indiens, Chinas, West- und Ostafrikas – über Ägypten weit hinausgehend -, endlich die Geschichte der alten amerikanischen Kulturen“. Bei einer solch umfassenden Sicht auf die Alte Geschichte stößt man ihrer Meinung nach unweigerlich „auf die Frage entwicklungsbedingter Stufenfolgen oder der Ausdehnung von Kulturkreisen und damit auf die Merkmale historischer Strukturen und historischen Wachstums überhaupt“.¹

Dieser Gedanke scheint Welskopf auch geleitet zu haben, als sie kurz nach Beginn ihrer Aspirantur in der von Alfred Meusel für den wissenschaftlichen Nachwuchs geschaffenen „Arbeitsgemeinschaft der Historiker“ einen Vortrag über „Die weltgeschichtliche Einordnung des Altertums“ hielt. Das Ergebnis befriedigte weder Meusel noch die Referentin, die sich daraufhin, weil ein tragfähiges Thema für ihre Habilitationsarbeit gefunden werden mußte, an das Forschungsinstitut für wissenschaftlichen Sozialismus auf der Haakeburg in Kleinmachnow wandte und dort E. Hoffmann um Rat fragte.² Er wies auf das Problem der Gesellschaftsformation und die damit verbundene Frage nach dem Charakter der Produktionsverhältnisse in den altorienta-

1. E. Ch. Welskopf, Die wissenschaftliche Aufgabe des Althistorikers, 1965, S. 4, auch S. 9f., 14.
2. Stellungnahme Alfred Meusels vom 29. Juni 1949, Archiv HUB, Personalakte Welskopf, W 639, Bd. 1, Bl. 180; Arbeitsbericht Welskopfs vom 3. August 1949, ebenda, Bl. 187f. Dieser Arbeitsbericht bestätigt, was mir E. Hoffmann mündlich mitteilte: Welskopf, die er bis dahin nicht kannte, sei vor dem 1. September 1949 bei ihm gewesen. Sie wollte das Studium der Alten Geschichte wiederaufnehmen, sich habilitieren, suchte nach einem Habilitationsthema und fragte deshalb, welche Grundfragen marxistischen Geschichtsverständnisses auf dem Gebiet der Alten Geschichte noch geklärt werden müßten. Der Begriff der Alten Geschichte sei von ihr weit gefaßt worden und habe über Griechenland und Rom hinaus auch den Alten Orient, die jüdische Geschichte, Karthago, die antike Peripherie etc. eingeschlossen

lischen und antiken Gesellschaften hin und machte Welskopf den Vorschlag, die damals zugänglichen Aussagen von Marx, Engels, Lenin (und nicht vordergründig Stalins) über die Eigentums- und Ausbeutungsformen, die Entwicklung der Produktivkräfte, der Warenproduktion und –zirkulation im Alten Orient und in der Antike systematisch zu erfassen und zu analysieren. Welskopf griff diese Anregung auf, denn in ihrem Arbeitsbericht vom 3. August 1949 teilte sie definitiv mit, „als Thema (ihrer) Habilitations-Schrift die neuen Erkenntnisse über das Altertum in den Werken von Marx, Engels und Lenin und ihrer Weiterbildung in der neuesten marxistischen Forschung“ gewählt zu haben.¹

Im Dezember 1953 reichte Welskopf ihre Arbeit „Die Produktionsverhältnisse der Sklavenhaltergesellschaft – ein Vergleich ihrer Analyse durch Aristoteles und durch Marx, Engels, Lenin und Stalin“ zur Zulassung für das Habilitationsverfahren ein. Anfang 1955 erfolgte die Ablehnung der Arbeit durch Werner Hartke, der aber ihren positiv beurteilten Teil zur Veröffentlichung in den Schriften der Sektion für Altertumswissenschaft der DAW zu Berlin freigab.

Was Welskopf schließlich unter dem Titel „Die Produktionsverhältnisse im Alten Orient und in der griechisch-römischen Antike“ vorlegte, stellte nicht einfach eine systematische Zitatensammlung dar, wie S. I. Kovalevs „Karl Marx und Friedrich Engels über die Antike“ (1932),² sondern eine thematisch eng fixierte, kritisch-synthetische, entwicklungsgeschichtliche Untersuchung ursprünglichen marxistischen Gedankengutes, wenn man von Stalin einmal absieht.³ Mit diesem grundlegenden Werk, von ihr aber ausdrücklich als Diskussionsbeitrag ausgewiesen, durchbrach Welskopf erstmals das in den Stalinschen Abrissen bzw. Leitfäden dogmatisierte Periodisierungsschema welthistorischer Entwicklung. Ihr gelang der Nachweis, dass die Marxsche Lehre von den Gesellschaftsformationen, die hinsichtlich der vorkapitalistischen Geschichtsperioden auf der Verwertung eines verhältnismäßig spärlichen Materials fußte, keine Endgültigkeit besaß und künftiger Forschung keine Fessel anlegte, sondern den Weg weiteren Er-

1. Arbeitsbericht Welskopfs vom 3. August 1949, ebenda. Sie „fing Feuer“, nachdem ihr E. Hoffmann die gesamte formationsgeschichtliche Problematik dargelegt hatte (so sein mündlicher Bericht).
2. S. I. Kovalev, K. Marks i F. Engel's ob antičnosti, Leningrad 1932 (Obrazovatel'naja biblioteka Gosudarstvennoj Akademii istorii material'noj kultury, 4).
3. E. Ch. Welskopf, Die Produktionsverhältnisse im Alten Orient und in der griechisch-römischen Antike. Ein Diskussionsbeitrag, Berlin 1957 (Schriften der Sektion f. Altertumswiss., 5).

kenntnisgewinns offen ließ. Wichtig für die Periodisierungsdiskussion war ihre Erkenntnis, dass die „heutigen Forschungsergebnisse notwendig zu der Vierstufenfolge (nicht der Dreistufenfolge bei Stalin – A. J.) der antagonistischen Gesellschaften, wie Marx sie zuerst konzipiert hatte“,¹ zurückführen: „asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation“.²

Das Echo auf die 1957 erschienenen „Produktionsverhältnisse“ war unterschiedlich. „Durch die sorgfältige Arbeit der Verf. ist das Buch auf alle Fälle von methodischem, wenn vielleicht auch nicht von spezifisch historischem Interesse“, hieß es in der „International Review of Social History“.³ Zwar sei das Buch, weil dogmatisch auf dem Marxismus-Leninismus basierend, „kein fruchtbarer Beitrag zur sozialökonomischen Geschichte der Alten Welt“, bemerkte ein anderer Rezensent (H. Stuke/ Heidelberg), doch „uneingeschränktes Lob“ habe der Verfasserin „für ihre sehr sorgfältige und fast vollständige Wiedergabe der Bemerkungen von Marx und Engels“ zu den Problemen sozialökonomischer Entwicklung im Alten Orient und in der griechisch-römischen Antike zu gelten. „Wer immer sich über die Sicht von Marx und Engels in bezug auf diese Probleme allgemein und im speziellen unterrichten will, wird in diesem Band reiches, ja erschöpfendes Material finden“.⁴

Der Rezensent sollte Recht behalten, denn Welskopfs „Produktionsverhältnisse“ stimulierten in beachtlichem Maße die zu Beginn der 1960er Jahre erneut auflebende Diskussion über die sogenannte „asiatische Produktionsweise“.⁵ Merkwürdigerweise waren es zuerst die Disputanten im französisch- und englischsprachigen Raum, die von diesem Werk beeinflusst wurden. Ob M. Godelier, J. Chesneaux, Ch. Parain, J. Suret-Canale, P. Levéque, auch F. Tökei, sie alle knüpften in der einen oder anderen Form an die „Produktionsverhältnisse“ an, bezogen von dort Anregungen für ihre eigenen Gedanken über den Charakter der vorkapitalistischen Knechtschafts- und Eigentumsverhältnisse und konnten vor allem auf die dort systematisch geordneten und interpretierten Aussagen von Marx und Engels zurückgreifen. In der Sowjetunion blieb die Monographie über „Die Produktionsverhältnisse im Alten Orient und im griechisch-römischen Altertum“ weitgehend unbeachtet. Auf

1. Ebenda, S. 455.

2. K. Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Vorwort (1859), in: MEW Bd. 13, Berlin 1961, S. 9.

3. International Review of Social History, Amsterdam, 1958, No. 2.

4. The Economic History, Second Series, vol. 12, 1959, No. 1, S. 164f.

5. Siehe auch Karl Christ, Hellas. Griechische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft, München 1999, S. 372.

sie wurde man erst aufmerksam, nachdem die neue Debatte über die Kriterien der Periodisierung der vorkapitalistischen Geschichtsperioden im Altertum, in Asien, Afrika und Altamerika auch die dortige wissenschaftliche Öffentlichkeit erreicht hatte.

Heute sind diese heftigen, in Ost wie West oft sehr kontrovers geführten Auseinandersetzungen um die „asiatische Produktionsweise“, die Abfolge der Gesellschaftsformationen und damit um die marxistische Kategorie der Gesellschaftsformation bereits Wissenschaftsgeschichte. Sie scheinen - ich sage das nicht ohne provokativen Bedacht - sogar sinnlos gewesen zu sein, denn die taxonomische Gliederung der Weltgeschichte nach, wie K. Marx es in der Einleitung zur „Kritik der Politischen Ökonomie“ formulierte,¹ „progressiven Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation“ gehört nicht mehr zum Methodenfundament der modernen Geschichtswissenschaft. Aber gerade weil die Marxsche Methodenskizze der Produktionsweisen nicht als „ein universales Schema einer bestimmten Formationsfolge oder eines überall gültigen Strukturmodells“ angelegt war (W. Küttler),² kann den „Produktionsverhältnissen“ von E. Ch. Welskopf auch jetzt ihre erkenntnisfördernde Bedeutung nicht abgesprochen werden. Sie hoben nicht nur, wie H. Kreissig 1971 urteilte, die „Wirtschaftsgeschichte des Altertums“ und „die gesamte Alte Geschichte in der DDR auf ein neues Niveau“, sondern wurden seit ihrem Erscheinen „herangezogen und zitiert, wenn marxistische und auch nichtmarxistische Autoren sich mit den wesentlichen Entwicklungen der Gesellschaften des Altertums“ befassten, also mit Problemen der Knechtschaftsverhältnisse, der Eigentumsformen, der Gewaltanwendung in der Ökonomie oder der Rolle von Gebrauchs- und Tauschwert im wirtschaftlichen Verkehr.³ In diesem Sinne dürften sie – neben der unmittelbar quellengestützten mikrohistorischen Sach- und Faktenforschung – bei makrohistorischen Fragestellungen auch weiterhin von einem gewissen Nutzen sein.

-
1. K. Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: a. a. O., S. 9.
 2. W. Küttler, Gesellschaftstheorie, Ökonomie und Geschichte. Karl Marx im gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext der Modernisierung des Geschichtsdenkens, in: W. Küttler, J. Rüsen, E. Schulin (Hrsg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 3: Die Epoche der Historisierung, Frankfurt/Main 1997, S. 384.
 3. H. Kreissig, Elisabeth Charlotte Welskopf. Zur 70. Wiederkehr ihres Geburtstages, in: JbFWG 1971/2, S. 10.

IV.

Ein zweites wichtiges wissenschaftliches Tätigkeitsfeld sah Welskopf in der Tatsachenforschung gegeben, die sie eng mit der „Durcharbeitung des einschlägigen Begriffssystems, speziell auf ökonomischem und politischem Gebiet“ verband.¹ Beispiel für diese komplexe Art des Forschens war ihre Habilitationsschrift, die aus einem Kapitel der abgelehnten ersten Arbeit hervorging und 1962 unter dem Titel „Probleme der Muße im alten Hellas“ publiziert wurde.² Welskopf untersuchte darin das Phänomen der von Subsistenzarbeit freien Zeit und der damit freiwerdenden menschlichen Schöpferkraft, jenes differenten Zustandes, den die Griechen nachweislich vom 5. Jh. v. u. Z. an mit dem Wort *σχολία* bezeichneten. Ihr Werk gipfelt in der Darstellung der aristotelischen Erkenntnisse über die Muße als zentrales Problem gesellschaftlicher und persönlicher Entwicklung. Aufgedeckt wurden erstmals die Fäden, die von den Gedanken des Aristoteles über die Muße hin zu jenen Vorstellungen führten, die sich bei K. Marx über das „Reich der Freiheit“ finden.³ Welskopf griff also bewusst Fragen auf, die in den modernen Gesellschaften der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, kapitalistischen wie sozialistischen, mit den möglich gewordenen Arbeitszeitverkürzungen und der dadurch gewonnenen Freizeit eine zunehmende gesellschaftspolitische Rolle zu spielen begannen. Die Resonanz dieses Werkes blieb hinter den „Produktionsverhältnissen“ zurück. Der Eindruck drängt sich auf, als sei dieses Buch zu früh geschrieben worden und seine Thematik an den damaligen Forschungsschwerpunkten in Ost und West etwas vorbeigegangen.

In den Bereich des zweiten Forschungsfeldes gehört auch das von Welskopf initiierte wissenschaftliche Großunternehmen, das sich in internationaler Kooperation die Untersuchung sozialer Typenbegriffe im alten Griechenland und ihres semantisch wie rezeptionsgeschichtlich interessanten Fortlebens in den modernen Sprachen der Welt zur Aufgabe gemacht hatte, d. h. solch wichtiger und ständig präsenter Begriffe wie Demokratie, Aristokratie, Polizei, Politik, Barbar, Despot oder Hegemonie. Das gewaltige, siebenbänd-

1. E. Ch. Welskopf, Die wissenschaftliche Aufgabe des Althistorikers, 1965, S.14f.
2. Dies., Probleme der Musse im alten Hellas, Berlin 1962. Diese Habilitationsschrift Welskopfs wurde unter dem Titel „Die Musse als Problem im Leben und Denken der Hellenen von Homer bis Aristoteles“ am 31. März 1958 eingereicht. Die Habilitation erfolgte am 11. November 1959.
3. E. Ch. Welskopf, Probleme der Musse im alten Hellas, 1962, S. 278 - 317.

ige Werk, an dem namhafte Gelehrte aus dem In- und Ausland mitarbeiteten, lag, als sie 1979 starb, im Manuskript vor und erschien erst nach ihrem Tode.¹

Ein drittes wichtiges Anliegen war ihr die weder staatlich noch national beschränkte Zusammenarbeit der Altertumsforscher. Sie verlangte sogar, wenn es um das universalhistorische Verständnis der altorientalischen und antiken Welt, der Kulturen Altindiens, Altchinas etc. ging, „die enge Fühlungnahme mit jenen Historikern und Wirtschaftshistorikern..., deren Gebiet die Frühgeschichte und die späteren Geschichtsepochen bis hin zur Geschichte der Gegenwart sind“. Diese an der gemeinsamen Bewältigung von großen Forschungsaufgaben oder einzelnen übergreifenden Forschungsthemen wachsende Kooperation vor allem der altertumswissenschaftlichen Spezialdisziplinen, „wie sie seit dem neunzehnten Jahrhundert“, so schrieb sie, „an unserer Akademie auf dem Gebiete der Altertumsforschung für die Bereitstellung von Quellenmaterial in vorbildlicher Weise in Gang gebracht worden ist und heute noch in dem Institut für griechisch-römische Altertumskunde (später dem Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie – A. J.) geübt wird, ist mit dem Anschwellen des Materials und der Ausweitung der Fragestellungen auch auf dem Gebiet der historischen Forschung und Darstellung zur Notwendigkeit geworden“.²

1959 hatte Welskopf an der Humboldt-Universität unter Einbeziehung eines Mediavisten, Byzantinisten, Arabisten, Russlandhistorikers und Kunstwissenschaftlers eine Gesprächsrunde zu dem damals wissenschaftlich strittigen und heute überaus aktuellen „Abendland-Problem“ zusammengebracht,³ auch mit der „bescheidenen und ernsten Erwartung“, vielleicht einen nützlich Beitrag „zur wissenschaftlichen Verständigung zwischen Deutschen und der Deutschen mit den anderen Völkern“ leisten zu können.⁴ Ähnlich verfuhr sie, als sie 1960 – gleichfalls an der Humboldt-Universität - eine Internationale Arbeitstagung zum Thema „Entwicklungsstadien und Probleme der Utopie im Altertum“ organisierte. Kernpunkte dieses wissenschaftlichen Diskurses waren die Wurzeln der Utopie in der jeweiligen gesellschaftlichen Realität, die typischen Ausdrucksformen und die Definition der Utopie.⁵

1. E. Ch. Welskopf (Hrsg. †), Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt, 1981 – 1985.
2. E. Ch. Welskopf, Die wissenschaftliche Aufgabe des Althistorikers, 1965, S. 14f.
3. Abendland – Begriff und Wirklichkeit im Mittelalter und in der Antike, in: Wiss. Zeitschr. der HUB, Gesellschafts- u. sprachwiss. Reihe, Jg. 9, 1959/60, H. 1/2, S. 85 – 167.
4. E. Ch. Welskopf, Vorbemerkungen zu der wissenschaftlichen Aussprache über das Abendland-Problem, in: Ebenda, S. 88.

Denn zweifellosen Höhepunkt der von E. Ch. Welskopf angestrebten und praktizierten internationalen und interdisziplinären wissenschaftlichen Kooperation stellte – neben den schon erwähnten „Sozialen Typenbegriffen“ – das unter ihrer Federführung verwirklichte Projekt „Hellenische Poleis. Krise – Wandlung – Wirkung“ dar.¹ Etwa 60 Wissenschaftler aus dem In – und Ausland gingen ans Werk – jeder auf seinem Spezialgebiet, um „in einem nach Inhalt und Form neuen Versuch der Analyse und Darstellung griechischer Geschichte“ zu einem umfassenderen und tieferen Verständnis jenes schwierigen 4. Jh. v. u. Z. zu gelangen, das den Übergang von der klassischen griechischen Polis zum Hellenismus bildete. Das vierbändige Ergebnis sprach für sich: nicht nur wegen der Fülle neu erschlossenen Materials, sondern weil es in der Konsequenz zu der Erkenntnis führte, das bis dahin als Zeit der Krise aufgefasste 4. Jahrhundert eher als eine Periode der Wandlung und Neuerungen zu betrachten. Zuzustimmen ist der Feststellung, das man sich auch heute noch „über die ausgehende klassische Zeit Griechenlands am besten mit Hilfe der vier Bände dieses Werkes informieren“ kann.²

Als Welskopf am Ende ihres Lebens angekommen war, lag ein wissenschaftliches Werk vor, dessen Konturen sich bereits 1949 abzeichneten und das sie, auch unter Zuhilfenahme anderer Fachgenossen, konsequent und mit beharrlicher Zähigkeit vorangetrieben und ans Ziel gebracht hatte.

V.

Doch nicht allein in der Wissenschaft erschöpfte sich das vielseitige Wirken von Welskopf. Unter dem Namen Liselotte Welskopf-Henrich ging sie mit ihren Romanen, u.a. „Jan und Jutta“ (1954) oder „Zwei Freunde“ (1955), in die Literaturgeschichte der DDR ein, und wurde sie zur europaweit bekannten Verfasserin von Indianerbüchern. Ein „Karl May des Ostens“ aber, wie der Radiosender Bayern 2 im August 2001 fragend titelte, wollte sie nie sein.³ Sie hat sich von dessen Wild-West-Kitsch immer distanziert, und dennoch kam sie in ihrem spannungsvollen Bestseller „Die Söhne der großen Bärin“ (1951)

5. Entwicklungsstadien und Probleme der Utopie im Altertum, in: Wiss. Zeitschr. der HUB, Gesellschafts- u. sprachwiss. Reihe, Jg. 12, 1963, H. 3, S. 195 - 272 (als Sonderdruck).
1. E. Ch. Welskopf (Hrsg.), Hellenische Poleis. Krise – Wandlung – Wirkung, Bd. 1 – 4, Berlin 1974; dies. (Hrsg. †), Soziale Typenbegriffe im alten Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt, Bd. 1 – 7, Berlin 1985 – 1985.
2. G. Audring, a. a. O., S. 123f.
3. Karl May des Ostens ? Zum 100. Geburtstag von Liselotte Welskopf-Henrich. Eine Sendung von Thomas Grasberger, Bayern 2 (Zeit für Bayern), Sendetermin: 19. August 2001.

nicht ganz ohne einige typische Karl-May-Erzählmuster aus.¹ Dass Liselotte Welskopf-Henrich Welskopf mehr war als der gernegelesene sächsische Fabulierer, zeigt nichts besser als der ihr 1963 von den kanadischen Lakota verliehene Ehrenname „Lakota-Tashina“ („Schutzschale der Lakota“) und die von 1966 – 1979 erschienene Pentalogie „Das Blut des Adlers“, in der sie feinfühlig und verständnisvoll das Leben der nachgeborenen „Bärensöhne“ in den tristen Indianerreservationen der 1960/70er Jahre beschrieb.

VI.

Zum Schluß soll eine Annäherung an die Persönlichkeit dieser außergewöhnlichen Frau versucht werden. Elisabeth Charlotte Welskopf war eine Humanistin, Demokratin, Antifaschistin und Marxistin - aus eigenem Erleben, eigener Erfahrung und innerer Überzeugung heraus, und nicht, weil sie sich irgendwelchen ideologischen und beruflichen Zwängen ausgesetzt sah. Letztere hätten auch kam etwas bewirkt, denn sie bewahrte sich Zeit ihres Lebens die Freiheit souveräner Entscheidung, selbst wenn darunter, wie in den Jahren des Naziregimes, ihre Karrierechancen litten. Nicht anders verhielt sie sich in der DDR, unter deren Bedingungen sie unverdrossen an ihrer persönlichen Integrität festhielt. Das mag ihr als anerkannte Antifaschistin leichter gefallen sein, obwohl, wie bekannt ist, auch dieser Status nicht unbedingt vor Repressionen schützte. Sie war zweifellos privilegiert und durfte, soweit es keine Visaschwierigkeiten seitens der nichtsozialistischen Länder gab, nach der BRD, nach Canada und anderswohin reisen. Außerdem verfügte sie, dank ihrer literarischen Erfolge, über genügend materielle Sicherheit, ein Umstand, der es ihr auch erlaubte, die von ihr initiierten großen Forschungsvorhaben zum Teil selbst zu finanzieren. Ihr Verhältnis zu der mehr und mehr erstarrenden, zunehmend bornierter werdenden Staats- und SED-Parteiführung wurde immer skeptischer und kritischer, ohne dass sie jemals das Ziel einer demokratischen, sozial gerechten, menschenfreundlichen sozialistischen Gesellschaft bezweifelt hätte. Sie stand mit dieser Haltung nicht allein.

E. Ch. Welskopf war sicherlich eine in jeder Hinsicht aufgeklärte marxistische Intellektuelle – ohne Selbstüberhebung, Arroganz und Intoleranz. Hochgebildet, humanistischen Idealen treu, ergriff sie Partei für die sozialistische Idee, deren gesellschaftspraktische Umsetzung vorerst scheiterte, ein gutes Jahrzehnt nach ihrem Tode am 16. Juni 1979.

1. Th. Kramer, Tokei-ihto vs. Winnetou? Liselotte Welskopf-Henrichs Roman „Die Söhne der großen Bärin“, in: Humboldt-Spektrum 1, Berlin 2001, S. 18 - 25.

Helmut Meier

Stefan Bollinger / Fritz Vilmar (Herausgeber): Die DDR war anders. Eine kritische Würdigung ihrer soziokulturellen Einrichtungen. Edition Ost im Verlag Das neue Berlin. Berlin 2002, 251 S.

Zwölf Jahre nach der Einverleibung der DDR in die Bundesrepublik überwiegen unter den Publikationen über den zweiten deutschen Staat immer noch diejenigen, die die offiziell gewollte und weitgehend ideologisch bestimmte Totalverurteilung bedienen. Dem steht entgegen, daß die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung diesen Umgang mit ihrer Geschichte nach wie vor ablehnt. Ihre Erfahrungen in der DDR und noch mehr die Enttäuschung über ihre Erlebnisse im vereinigten Deutschland lassen sie unverrückbar an einem eigenen Bild der DDR, das wesentlich vielschichtiger ist als das verordnete, festhalten.

Wer um diesen Sachverhalt weiß, wird umso begieriger zu einem Titel greifen, der einen anderen Zugriff auf die DDR-Geschichte verspricht. Stefan Bollinger und unser Mitglied Fritz Vilmar haben das von ihnen edierte Buch „Die DDR war anders“ genannt. Und diese Formulierung ist nicht nur verbal ambivalent, sie ist von Herausgebern und Autoren auch gerade deswegen gewählt worden. Den gängigen pauschalen Verrissen der DDR-Geschichte wird mit diesem Buch keine beschönigende Darstellung entgegengestellt; denn wer ernsthaft Existenz und Niedergang der DDR zum Gegenstand seiner Untersuchungen macht, kann sich nur das Ziel stellen, eine allen Seiten und Aspekten der Geschichte gerecht werdende Darstellung anzustreben. Das fordert schonungslose Kritik von Versagen und Unrecht ebenso, wie sachliche Bewertung von positiven Bemühungen und erreichten Leistungen.

Der vorliegende Band hält in dieser Hinsicht, was der Titel verspricht. Die DDR war anders als sie in der offiziellen DDR-Propaganda dargestellt wurde, aber sie war auch anders als sie seit 1990 gemeinhin in der Literatur der Bundesrepublik, den Verlautbarungen ihrer Politiker und den Darstellungen ihrer tonangebenden Presseorgane hingestellt wird.

Herausgeber wie Autoren belassen es nicht bei der bloßen Behauptung. Sie praktizieren ihr Herangehen an konkrete Erscheinungen des Lebens in der

DDR. Dabei soll noch einmal hervorgehoben werden, daß auch in den Einzelbeiträgen keine unkritische Betrachtungsweise zu finden ist. Bei der Untersuchung wird immer der Zusammenhang mit dem Gesamtsystem und den bestimmenden politischen Strukturen hergestellt. An der einen oder anderen Stelle erfolgt das manchmal etwas stereotyp. Was an Bedenkenswertem und Vernünftigem im DDR-Alltag entdeckt wird, erscheint dann grundsätzlich als Ausfluß von Opposition gegen die SED, der hinwiederum alles, was kritikwürdig ist, zur Last gelegt wird. Allerdings muß dieses Vorgehen bei den meisten konkreten Fragestellungen immer wieder durchbrochen werden. So tritt überwiegend zutage, daß in der DDR, wie überall, weder die herrschende Partei und der Staatsapparat noch das „Volk“ einen monolithen Block darstellten. Übrigens entgegen dem Eindruck, den die SED-Führung seinerzeit zu erwecken versuchte, war die Wirklichkeit nicht nur einfach bunter und vielfältiger, sondern vor allem in sich äußerst widersprüchlich. Heutige Darstellungen sollten daher dieses Ideologem der SED-Führung nicht weiter kolportieren.

Der unbestreitbare Vorzug der Beiträge besteht nach Ansicht des Rez. vor allem darin, die konkreten Erscheinungen der DDR-Wirklichkeit sorgfältig nach mehreren Seiten hin durchleuchtet zu haben. Dabei geschieht das, was jeder Wissenschaftler schon erlebt hat: verallgemeinernde und grundsätzliche Feststellungen und Wertungen verlieren ihre unverrückbaren Konturen. Es wird deutlich, daß sich in der Wirklichkeit eigenständige Gesetzmäßigkeiten bzw. Regeln Geltung verschaffen. Die beliebten antinomischen Bewertungsschemata erweisen sich als untauglich. Sie werden durch viele gegenläufige Faktoren modifiziert. Das heißt jedoch nicht, daß übergreifende Urteile und verallgemeinernde Aussagen überflüssig werden. Sie gewinnen nur an Volumen und Überzeugungskraft, weil Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit nicht mehr zugunsten einer oberflächlichen Stimmigkeit ausgespart bleiben.

In dem vorliegenden Band werden sieben „sozialkulturelle Einrichtungen“ der DDR untersucht. Die Auswahl ist gewiß nicht willkürlich getroffen worden, aber sie setzt dem gewählten Anspruch Grenzen. Das ist auch den Herausgebern bewußt, deshalb kündigen sie einen weiteren Band an, in dem neun weitere gesellschaftliche Bereiche und Problemfelder analysiert werden.

Das enthebt uns des Einwandes, daß die vorliegenden Studien viele Wünsche offen lassen. Aber auch wenn der nächste Band zugänglich sein wird, dürfte die Thematik noch nicht erschöpft sein. Insofern steht zu hoffen, daß

die Initiatoren dieses Projektes vielleicht andere dazu anregen, dieses Vorhaben fortzuführen.

Nun ein paar Bemerkungen zu dem vorliegenden Band.

In einem „Grundlegende Klärungen“ überschriebenen Buchteil umreißen die Herausgeber ihr Anliegen. Es heißt hier: „Obwohl die sowjetisch geprägte SED-Diktatur in der DDR das Entstehen eines sozialistischen Gesellschafts-systems vereitelt hat, ist dieses Sozialsystem mit dem Etikett ‚SED-Diktatur‘ *nicht* ausreichend beschrieben; denn es gab darin trotz der Diktatur eine beachtliche Anzahl humaner sozial-kultureller Einrichtungen und Leistungen, die diese Gesellschaft mitgeprägt haben, oft sogar gegen die Absichten der SED-Führung. Und in diese Einrichtungen haben Millionen aktiver Bürger der DDR ihre Lebenskraft investiert.“ (S.8)

Ich lasse dahingestellt, ob die generelle Bestreitung des sozialistischen Charakters der DDR in dieser Absolutheit zutreffend und deswegen sinnvoll ist. Wie es Konsens ist, daß Kapitalismus, bzw. bürgerlich-parlamentarisch verfaßte Gesellschaften höchst unterschiedlich sein können, so daß sie sogar in vieler Hinsicht voneinander regelrecht abweichen, genauso wird man wohl auch sagen müssen, daß unterschiedliche Modelle von sozialistischen Gesellschaften vorstellbar sind. Die Realität des Lebens muß darüber entscheiden, welche lebensfähig sind und für die sozialistischen Zielvorstellungen geeignete Entwicklungsbedingungen schaffen. Daß das unter dem Etikett „realer Sozialismus“ etablierte Modell sich letztlich als unfähig erwiesen hat, die selbst gestellten Ziele zu realisieren und deswegen gescheitert ist, daran besteht kein Zweifel. Es läßt sich aber nicht aus der Welt schaffen, daß es der bisher einzige über einen längeren Zeitraum existente Versuch war, eine gesellschaftliche Alternative auf den Weg zu bringen. Zweifellos ist durch das Versagen der Führungskräfte und die Deformation der Anliegen die sozialistische Idee und Bewegung diskreditiert worden. Diese Schädigung kann man jedoch nicht ungeschehen machen, wenn man erklärt, das war ja gar kein Sozialismus. Vielmehr geht es für Sozialisten darum, überzeugend und glaubhaft klarzustellen, daß aus den Fehlern und dem Versagen die richtigen Schlußfolgerungen gezogen wurden, was bedeutet, sich unwiderruflich von Grundsätzen und Praktiken zu trennen, die den sozialistischen Aufbruch haben scheitern lassen. Dafür bildet z.B. die sorgfältige Analyse der DDR-Geschichte auch eine unerläßliche Voraussetzung. Sie bringt zutage, woran das DDR-System grundsätzlich krankte, wofür es also keinerlei Veranlassung gibt, daran festzuhalten. Gleichzeitig kann verhindert werden, daß solche Aspekte und Einrichtungen der Vergessenheit anheimfallen, in denen sich der

humane und demokratische Grundgehalt sozialistischen Denkens und Handelns trotz alledem artikuliert hat. Eine solche Untersuchung wird übrigens immer auch erkennbar werden lassen, daß die sich aus der Monopolstellung der SED ergebende Gängelung und Drosselung demokratischer Aktivität die volle Entfaltung des positiven und produktiven Potentials der beschriebenen Erscheinungen immer wieder beeinträchtigt hat, so daß ein solches Herangehen mit Nachdruck auf die Notwendigkeit hinweist, alternative Politikvorstellungen mit einer unnachsichtigen Kritik dieses Grundmodells zu verbinden.

Die Herausgeber stellen zu Recht an die Spitze des Bandes eine Analyse des öffentlichen Umgangs mit der DDR-Wirklichkeit, der, wie festgestellt wird, zutiefst ideologisch und politisch motiviert ist. Das geschieht am Beispiel der beiden vom Bundestag installierten Enquête-Kommissionen. Amelie Kutter hat diesen ideologischen Anstrich mit dem Begriff „Geschichtspolitik“ verdeutlicht (S.25 ff.). Sie zeigt im Grunde genommen, daß es sich hier um eine ideologisch vorgeprägte Sichtweise auf die DDR handelt, die von vornherein eine komplexe und sachlich-kritische Untersuchung ausschloß. Als Funktionen dieser Art des Herangehens arbeitet die Autorin heraus:

- „Delegitimierung der DDR als positivem Erinnerungsbezug,
- Legitimation der bundesdeutschen Verhältnisse und deren weitgehend unmodifizierte Übertragung,
- Kompensation der Fehler der Vereinigungspolitik sowie
- konsensstiftend-pädagogische Funktion bei der Vermittlung eines neuen (westdeutschen) Geschichtsbildes.“ (S.49)

Kutter findet den treffenden Ausdruck dafür: „Enteignung ostdeutscher Geschichte“ (S.48).

Stefan Bollinger wendet sich in seinem Beitrag der Vernachlässigung der sozial-kulturellen Einrichtungen der DDR in den bisherigen Forschungen und Darstellungen zu (S.60 ff.). Er tut das in einem Überblick über die vorliegende Literatur. Als Kenner entsprechender Untersuchungen verweist er darauf, daß diese Betrachtungsweise in deutlichem Gegensatz zu der Erinnerung steht, die bei den Ostdeutschen mehrheitlich angetroffen wird.

Die Reihe der Detailuntersuchungen wird von Elviera Thiedemann eröffnet. Sie unternimmt den Versuch, das polytechnische Prinzip im Bildungswesen der DDR auf seinen konstruktiven Gehalt und die bei seiner Umsetzung aufgetretenen Probleme hin zu durchleuchten (S. 78 ff.). An diesem Beispiel wird besonders plastisch deutlich, wie eine vernünftige Grundidee durch das

starre und ideologisch bestimmte System der DDR-Volksbildung empfindlich negativ belastet wurde. Aber ungeachtet dessen gelingt es der Autorin herauszuarbeiten, welche produktiven und innovativen Impulse trotz alledem davon ausgingen. Sie weist nach, wie sinnvoll nach der deutschen Vereinigung ein Diskurs über die dabei gewonnenen Erfahrungen gewesen wäre. Er hätte dazu führen können, das reformbedürftige Schulsystem der Bundesrepublik weiterzuentwickeln und zu bereichern, wenn die Faktoren abgestreift worden wären, die den produktiven Ansatz in der DDR verwässerten und beeinträchtigten. Schon dieser erste Beitrag erweist die Fruchtbarkeit eines weiteren Anliegens der Herausgeber: nämlich aus den Erfahrungen in der DDR Anregungen für Reformen und Weiterentwicklungen im heutigen Deutschland herauszudestillieren.

In diese Richtung weisen auch die beiden Beiträge über die Entwicklung der Bildenden Kunst der DDR seit den 70er Jahren. Es handelt sich um den Abschnitt von Fritz Vilmar (S.108 ff.) und das von ihm mit den Kunsthistorikern Peter Arlt, ebenfalls Mitglied der Leibniz-Sozietät, und Rudolf Kober geführte Gespräch über dieses Thema (S.121 ff.). Vilmar fügt seinem Beitrag über die Bildende Kunst der DDR den Untertitel bei „Nicht für die Müllhalde der Geschichte“ (S.108). Er artikuliert damit bereits einleitend seinen Protest gegen in der Öffentlichkeit vorgenommene Verurteilungen der DDR-Kunst als reine „Propaganda- und Staatskunst“ und als „unmodern“ und „rückständig“, die ihren makabersten Ausdruck in der 1999 in Weimar gezeigten Ausstellung gefunden haben, in der die DDR-Kunst gewissermaßen als von gleicher Couleur wie die Nazikunst dargeboten wurde.

Demgegenüber sieht Vilmar in der Bildenden Kunst der DDR eine wichtige Komponente der Kunstentwicklung wirksam. In ihren kreativsten Vertretern und ihren besten Werken manifestiert sich hier eine wichtige Tradition, die in der gesamtdeutschen Kunstszene einen legitimen Platz beanspruchen kann: die Tradition der realistischen Aneignung der Welt. Seinem Argument, daß damit gegenüber der überwältigenden Vorherrschaft der abstrakten Kunst in der Bundesrepublik ein Pendant erwachsen würde, das zur Bereicherung beitragen könnte, läßt sich kaum widersprechen. Über den von Fritz Vilmar angewandten Begriff des „avancierten Realismus“ für die DDR-Kunst mögen Kunsthistoriker und Kunstkritiker streiten. Ob er Anerkennung finden wird oder nicht, die Überzeugungskraft seines Anliegen wird dadurch nicht in Frage gestellt..

Als provokativ mag der eine oder andere vielleicht das Thema empfinden, das Karl-Heinz Arnold behandelt. Er beschäftigt sich mit dem Zivilgesetz-

buch der DDR unter dem Gesichtspunkt der Schaffung einer „allgemeinverständlichen“ Kodifizierung von Rechtssätzen (S. 140 ff.). Recht und Gesetzlichkeit waren nicht gerade Renommierstücke der DDR-Wirklichkeit. Auch Arnold geht es nicht darum, das zu bestreiten. Er untersucht Anlaß und Entstehungsweise des Zivilgesetzbuches durchaus kritisch-distanziert. Die Bestrebung, im Zuge der Abgrenzung ein eigenes „sozialistisches“ Zivilrecht zu schaffen, wird von ihm ebenso berücksichtigt, wie auch die Eingriffe der SED-Führung in die konkrete Sacharbeit. Gleichzeitig würdigt er die Bestrebungen der beteiligten Juristen, das wahrlich überalterte und schwer verständliche bürgerliche Zivilrecht aktuellen Anforderungen anzupassen, was, unabhängig vom politischen Standort, seit langem als Notwendigkeit empfunden wurde und wird. Und in dieser Hinsicht enthält das in der DDR geltende Zivilgesetzbuch interessante Anregungen für Reformen auf diesem Gebiet, die in der Bundesrepublik noch anstehen. Nicht zuletzt gilt das für die allgemeinverständliche Formulierung von Rechtssätzen.

Die Beiträge von Petra Junghans, Sandra Hollerbuhl und Hans Luft wenden ihre Aufmerksamkeit ökonomischen und wirtschaftspolitischen Aspekten zu. Junghans stellt sich die Aufgabe, die Arbeitswelt als Lebenszentrum zu durchleuchten (S.182 ff.). Hollerbuhl untersucht am Beispiel des SERO-Kombinates ein Beispiel für sinnvolle Müllvermeidung und -verwertung (S.159ff.), während Luft sich die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften vornimmt (S.204 ff.).

Es ist bereits von vielen Autoren darauf hingewiesen worden, daß Arbeit und Betrieb für die DDR-Bürger einen geradezu zentralen Stellenwert besaßen. Die Arbeitstätigkeit war nicht nur Erwerbsquelle, sie war die entscheidende Form der Einbeziehung in das gesellschaftliche Ganze, sie war die wichtigste Einbettung in das Geflecht privater, kollektiver und gesellschaftlicher Beziehungen, und über sie wurden entscheidende soziale Probleme der Gesellschaft angegangen. Junghans geht diesen Aspekten nach und verdeutlicht, daß es mit dem Verweis auf SED-Diktatur, Kommando- und Mißwirtschaft nicht getan ist. Anhand des Betriebsgesundheitswesens, des Erholungswesens, der Wohnraumpolitik, der Förderung der Frauen und der Arbeitsgerichtsbarkeit macht sie auf soziale Leistungen und Möglichkeiten der Wahrnehmung der Interessen der Belegschaften aufmerksam, die Beachtung verdienen. Daraus ergibt sich auch ein wesentlich differenzierteres Bild hinsichtlich der Rolle der Betriebsgewerkschaftsleitungen. Es läßt sich offensichtlich nicht die These aufrechterhalten, daß es in den Betrieben der DDR keinerlei Mitbestimmung gab. Die Autorin bezieht in ihre Darlegungen Mei-

nungsäußerungen von Betriebsangehörigen ein, die ihre Ergebnisse bestätigen.

Das SERO-System in seiner ursprünglichen Anlage, das Sandra Hollerbuhl beschreibt, ist seit der Eingliederung der DDR in die Bundesrepublik nur noch in rudimentärer Form existent. Ihre Analyse führt jedoch zu dem Ergebnis, daß es sich um eine äußerst sinnvolle Form der Bewältigung von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen handelte, die, den politischen Willen vorausgesetzt, zum Nutzen des Gemeinwesens in der Bundesrepublik hätte erhalten und den neuen Umständen angepaßt werden können. Gegenüber dem vielgepriesenen „dualen System“ bewirkte es eine äußerst effektive Müllvermeidung und Wiederverwendung von sekundären Rohstoffen, weil es breite Akzeptanz in der Bevölkerung fand.

Die Behauptung der genossenschaftlichen Produktion in einer Gesellschaft mit überwiegend privatkapitalistischer Wirtschaftsstruktur zeigt, daß es für alternative Modelle reale Chancen gibt. Sie zeigt aber auch die Fragwürdigkeit der undifferenzierten Behauptung, allein private Unternehmensführung garantiere wirtschaftlichen Erfolg und Marktfähigkeit. Hans Luft arbeitet die Möglichkeiten der genossenschaftlichen Betriebsweise in der Landwirtschaft heraus, die ihr bedeutende Vorteile gegenüber dem einzelbäuerlichen Betrieb verleihen, der ja nachgewiesenermaßen mit großen Existenzproblemen zu kämpfen hat. Dabei vergißt er nicht, auf die negativen Erfahrungen der LPG-Entwicklung in der DDR hinzuweisen, die in der forcierten, das Prinzip der Freiwilligkeit verletzenden Entstehungsweise, sowie den zahlreichen Eingriffen von oben in die Arbeit der Genossenschaften bestanden. Daß sie sich trotzdem als erfolgreiches Element der Wirtschaftsstruktur erwiesen, bewertet er als Ausdruck der Lebensfähigkeit dieser Erscheinung.

Der Band findet seinen Abschluß mit dem Artikel von Linde Wagner über das Poliklinik-System in der DDR (S. 224 ff.). Es ist überflüssig zu wiederholen, daß die Darstellung zahlreiche Kritikpunkte hervorhebt und einer unveränderten Übernahme nicht das Wort redet. Jedoch zeigt die Untersuchung, daß mit der fast vollständigen Beseitigung des Netzes der Polikliniken eine verhängnisvolle Fehlentscheidung getroffen wurde. Es ist mit den Händen zu greifen, daß damit eine Möglichkeit aus der Hand gegeben wurde, der so lautstark beklagten Verteuerung des Gesundheitssystems zu begegnen. Wie schon die verstorbene brandenburgische Sozialministerin Regine Hildebrand beklagt hatte, ist das weitgehend dem Druck der Verbände der niedergelassenen Ärzte in der Bundesrepublik geschuldet, die in den Polikliniken eine gefährliche Konkurrenz für sich sahen. Auch hier läßt sich schlüssig nachwei-

sen, daß die Einrichtung der Polikliniken ohne größere Schwierigkeiten in das Gesundheitssystem der Bundesrepublik hätte eingebaut werden können, und zwar in unterschiedlicher Trägerschaft, sowohl als staatliche oder kommunale, als auch als genossenschaftliche oder private Einrichtungen. Am Schicksal dieser Einrichtungen zeigt sich einmal mehr, daß hinsichtlich Offenheit, Innovationsbereitschaft und Flexibilität das bundesrepublikanische System einiges zu wünschen übrig läßt.

Fritz Vilmar kommt das Verdienst zu, seit 1990 wissenschaftliche Projekte in produktiver Kooperation von west- und ostdeutschen Wissenschaftlern betrieben zu haben. Dieser Band ist ein weiterer Beleg für diese erfolgreiche Praxis, die leider nur wenige Nachahmer gefunden hat; denn für Vilmar sind die beteiligten Ostdeutschen nicht nur willkommene Zuarbeiter und Dienstleister, sondern vollwertige und eigenverantwortliche Partner. Deshalb kommen in dem Band zu Nutz und Frommen der wissenschaftlichen Ergiebigkeit nicht nur unterschiedliche Zugriffe auf die Thematik, sondern auch verschiedene Erfahrungen und Sichtweisen zum Tragen.

Wer bereit ist, unbefangen an geschichtliche Erscheinungen heranzutreten, wird dieses Buch mit Gewinn lesen, und ihm sind vor allem viele Leser aus der politischen Klasse zu wünschen, und zwar nicht nur westdeutscher Provenienz. Fritz Vilmars Überzeugung, daß alles, was hier angeboten wird, als Beitrag für einen Reformdiskurs von Nutzen sein könnte, kann man teilen, ohne ihm darin zu folgen, daß alles auch integrierbar wäre. So manches ist nicht nur aus Unkenntnis und bösem Willen untergegangen, sondern auch, weil es dafür in diesem System keine Existenzbedingungen gibt. Mit anderen Worten: Manches in der DDR beruhte eben doch auf alternativen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und ist mit denen der BRD nicht vereinbar. Aber auch dieser Einwand mindert nicht die Bedeutung des Projektes für den gesellschaftlichen Diskurs und stellt ihn in keiner Weise in Frage.